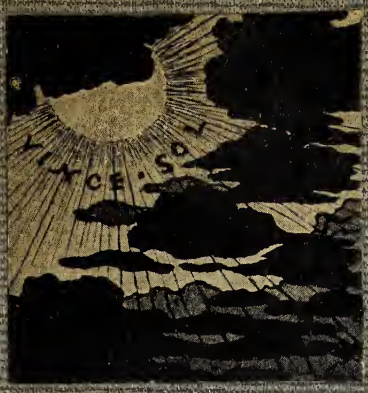

DIE ANTIKE UND WIR

VON

TH. ZIELINSKI

Februar 09.

Ihrem lieben Freunde
Max Levi

Reinhard Kluge,
Lotte Kluge.

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/dieantikeundwirv00ziel_0

Die Antike und wir

Vorlesungen

von

Th. Zielinski
Professor an der Universität St. Petersburg

Autorisierte Übersetzung

von

E. Schoeler

Zweite unveränderte Auflage

Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher
1909

Vorwort

Nachdem sich Verleger und Übersetzer in der freundlichen Meinung vereinigt hatten, daß meine Vorträge über die Stellung der Antike in der modernen Welt auch in Deutschland auf Interesse zu rechnen hätten, hielt ich es für unangebracht, hierin den Pessimisten zu spielen. Schwieriger war die Frage zu beantworten, wie diese durchaus auf russische Verhältnisse berechneten Vorträge, die den Stempel ihrer eigentümlichen Entstehung überall auf der Stirn trugen, dem deutschen Publikum mundgerecht zu machen wären. Sollte ich die Rossica einfach weglassen? Sollte ich sie durch entsprechende Germanica ersetzen? Im ersteren Falle fürchtete ich, die ausgerodeten Stellen durch allzugroße Kahlheit auffallen zu lassen; das zweite Verfahren verbot sich bei meiner ungenügenden Kenntnis der deutschen Schule von selbst. So entschloß ich mich, das autochthone Element nach Möglichkeit beizubehalten und es nur durch entsprechende Fassung allgemein verständlich zu machen. Auf diese Weise hoffte ich auch einem sehr naheliegenden Vorwurf zu entgehen — daß ich mit dieser meiner Bearbeitung eines in Deutschland vielfach und von hervorragenden Kennern behandelten Themas Eulen nach Athen trage. Auch wem meine Arbeit inhaltlich nicht viel Neues bietet, wird vielleicht nicht ungern erfahren, wie sich solche Kämpfe auch bei uns abspielen.

Zur Einkleidung sei bemerkt, daß meine Vorträge auf die Aufforderung des Kuratoriums des St. Petersburger Lehrbezirks vor einem freiwilligen Publikum, aus St. Petersburger Gymnasial- und Realschulabiturienten bestehend, im Frühling 1903 gehalten worden sind; des Eifers und der Ausdauer meiner zahlreichen jungen Zuhörerschaft kann ich auch jetzt nicht ohne Rührung gedenken, wie es mir auch eine angenehme Pflicht ist, dem Initiator des Unternehmens, dem aufgeklärten Kuratorgehilfen des St. Petersburger Lehrbezirks, Wasilij Alexeewitsch Latyschew, auch an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen. Ende 1903 sind die Vorträge im Buchhandel erschienen, Anfang 1905 in zweiter Auflage. Nach dieser zweiten Auflage ist die deutsche Übersetzung von mir revidiert worden, wobei freilich die ziemlich umfangreichen ‚Exkurse', weil außerhalb Rußlands von geringem Interesse, weggeblieben sind.

Diese Entstehungsart macht es begreiflich, daß ein ungemein schwieriges und weitverzweigtes Thema in möglichst kurzer und leichtverständlicher Fassung behandelt werden mußte — ich meine das Thema vom ‚Kulturwert der Antike'. Fern sei mir die Überhebung, auf den paar Bogen, die mir zur Verfügung standen, es auch nur annähernd erschöpft zu haben. Ein Sammelwerk, dessen einzelne Abteilungen den einzelnen Gebieten der modernen Geisteskultur einigermaßen entsprächen, das für jedes dieser Gebiete die Frage aufwürfe und beantwortete, was ihm die Antike einst und jetzt gewesen ist — das erst wäre ein Werk, das die stolze Aufschrift ‚Die Antike und wir' mit Recht tragen könnte. Ich freue mich, die Hoffnung aussprechen zu können, daß es in absehbarer Zeit das Licht der Welt erblicken wird, einstweilen bitte ich, von der vorliegenden bescheidenen Skizze nicht mehr zu verlangen, als sie geben will und kann.

Anino bei Luga, August 1905. Th. Zielinski.

Inhalt

Seite

Erste Vorlesung 1

Einleitung: Die Antike in der öffentlichen Meinung. — Zwei Strömungen in der sozialen Entwickelung.

Der Bildungswert der Antike.

Erfahrungstatsachen. Evolution der klassischen Bildung. Kriterien. Die Aufgaben der Mittelschule.

Zweite Vorlesung 17

Die Methoden der Spracherlernung. Vergleichende Wertung der Sprachen. Aussprache und Orthographie. Durchsichtigkeit der Etymologie.

Dritte Vorlesung 29

Semasiologie. Die Sprache als Ausdruck der Volksseele. Die Syntax. Emanzipation des Gedankens. Eine Schule des Stils.

Vierte Vorlesung 46

Übersetzungen und Originale. Der pädagogisch-moralische Gesichtspunkt. Der pädagogisch intellektuelle Gesichtspunkt. Universalismus. Antike und moderne Poesie. Optimismus und Wahrheitssinn.

Fünfte Vorlesung 63

Der Kulturwert der Antike.

Nicht Norm, sondern Same. Die Antike als unsere geistige Heimat. Religion. Mythologie-Literatur. Historische Literatur. Historische Wahrheit und Hottentottismus.

Sechste Vorlesung 78

Philosophische Literatur. Überzeugbarkeit. Philosophie. Ethik. Politik. Rechtswissenschaft.

Siebente Vorlesung 95

Kunst. Architektur. Struktive Ehrlichkeit. Skulptur und Malerei. Freiheit und Natürlichkeit. Idealismus. Kunsthandwerk. Beseelung. Veredelung der modernen Kultur durch die Antike.

Die Wissenschaft von der Antike.

Denkmäler. Vorarbeit und Arbeit. Aufgaben der Vergangenheit. Signatur der Neuzeit. Aufgaben der Zukunft.

Achte Vorlesung 111

Schlußbetrachtung. Die Antike in der öffentlichen Meinung. Betrug und Mißverständnis.

ERSTE VORLESUNG.

Meine Aufgabe besteht darin, Ihnen, soweit es mir die Zeit und meine Kräfte gestatten, die Bedeutung des Wissensgebietes darzulegen, dessen Vertreter ich an der hiesigen Universität bin, und das ich der Kürze wegen einfach „die Antike" nennen werde. Diese Aufgabe kann man auf dreifachem Wege lösen, entsprechend der dreifachen Bedeutung der Antike. Sie bildet, erstens, den Gegenstand der Wissenschaft, die meist, wenn auch nicht ganz richtig, klassische Philologie genannt wird; zweitens, bildet sie ein Element der geistigen und sittlichen Kultur der Gegenwart in der europäischen Gesellschaft; drittens — und diese ihre Bedeutung steht Ihnen am nächsten — nimmt sie einen Platz ein unter den Lehrfächern des privilegierten Typus der Mittelschule, des sogenannten klassischen Gymnasiums. Von jedem dieser drei Gesichtspunkte zeigt sich uns die Antike von einer andern Seite; doch zwingt jede derselben den Kenner, eine Meinung zu verfechten, die derjenigen diametral entgegengesetzt ist, die in der heutigen und besonders in der russischen Gesellschaft als gangbare Münze gilt.

In der Tat hat sich die Gesellschaft an den Gedanken gewöhnt, daß die klassische Philologie eine Wissenschaft sei, die, nach allen Richtungen durchforscht, der schöpferischen Arbeit keine interessanten Aufgaben mehr biete; der Kenner wird Ihnen aber sagen, daß sie jetzt interessanter ist als je vorher, daß die ganze Arbeit der vorhergehenden Generationen nur eine vorbereitende, nur das Fundament gewesen ist, auf dem wir jetzt erst das Gebäude unserer Wissenschaft aufzubauen beginnen, daß neue, zur Erforschung und Lösung lockende Probleme uns auf jedem Schritt unsres Weges begegnen. — Ferner hat in der Gesellschaft die Meinung feste Wurzeln gefaßt, daß die Antike als Element der modernen Kultur eine nichtige Rolle spiele, da sie durch die Erfolge des modernen Gedankens schon lange überflügelt sei; der Kenner wird Ihnen aber sagen, daß unsere geistige und sittliche Kultur der Antike noch nie so nah gestanden hat, daß wir sie noch nie so nötig gehabt haben, daß wir aber auch noch nie so gut vorbereitet gewesen sind, sie zu verstehen und in uns aufzunehmen,

wie gerade jetzt. — Endlich, was die Antike als Bildungselement betrifft, so ist die große Masse der Gesellschaft zu denken geneigt, es sei dies ein sonderbares Überlebsel, das sich aus unbekannten Gründen, auf eine unerklärliche Weise in der modernen Schule erhalten habe und möglichst rasch endgiltig verschwinden müsse; hingegen wird der Kenner Ihnen wieder sagen, daß die Antike nach ihrem ganzen Wesen, kraft historischer und psychologischer Bedingungen, ein organisches Bildungselement der europäischen Gesellschaft ist, und nur zugleich mit der ganzen modernen europäischen Kultur endgiltig verschwinden kann.

So sind also unsere drei Antithesen beschaffen; Sie werden zugeben, daß man schroffere sich nicht leicht vorstellen kann. Und ich fürchte, daß gerade das Vorhandensein dieser Antithesen Sie stutzig machen und Ihr Mißtrauen gegen das, was ich Ihnen zu sagen habe, erregen kann. Da aber nun ein a priori gefaßtes Mißtrauen der Zuhörer gegen den Vortragenden die Wirkung seiner Worte beeinträchtigen würde, so gestatten Sie mir den Versuch, es bei Ihnen zu zerstören, soweit es auf dem Wege vernünftiger Einwirkung zerstörbar ist. In der Tat, ich stelle mir einen Einwurf Ihrerseits ungefähr also vor: „Ist denn nicht schon aus der Zusammensetzung der streitenden Parteien ersichtlich, wer recht, und wer unrecht hat? Sollte wirklich im Gegensatz zur großen Mehrheit der Gesellschaft dieser eine ‚Kenner', den Sie anführen, und mit dem Sie, Herr Vortragender, wohl sich selbst meinen, Recht haben? Lassen wir die klassische Philologie beiseite: für die Gesellschaft ist sie uninteressant, und sie hat daher ein Recht, sie nicht zu kennen; aber die Antike als Kulturelement, die Antike als Bildungsfaktor — kann man da wirklich zugeben, daß die Gesellschaft sich in so aktuellen, sie so nahe angehenden Fragen irrt? Mit Recht lautet doch das Sprichwort: Vox populi, vox dei!" Hier könnte ich eine, und zwar recht wesentliche, Einwendung machen in betreff dieser „großen Mehrheit der Gesellschaft", die uns so oft vorgehalten wird; doch ist dies nicht so wichtig. Auch wenn es sich so verhielte, so kann ich es dennoch nicht zugeben, daß Sie das Sprichwort von der vox populi auch auf diese wirkliche oder scheinbare Majorität anwenden, denn vernehmlich protestiert dagegen die Geschichte aller Zeiten. Denken Sie daran, wie die römische Gesellschaft die ersten Christen in die Arena zwang, denken Sie an das Wüten der Gesellschaft gegen die Ketzer in Spanien oder gegen die Hexen in Deutschland, denken Sie an die einmütige Unterstützung, welche Einrichtungen, wie die Negersklaverei in Amerika oder die Leibeigenschaft in Rußland, in der Gesellschaft fanden — und Sie werden mir zugeben müssen, daß die vox populi sehr oft in Wahrheit eine vox diaboli und nicht dei ist. Gegenwärtig verurteilen wir nicht nur solche Äuße-

rungen des Gesellschaftswillens, — nein, wir suchen sie uns, was auch nicht schlecht ist, objektiv zu erklären, indem wir die Gründe aufdecken, die in den oben angeführten Fällen die Gesellschaft dazu gebracht haben, ihre eigenen Bedürfnisse so falsch zu beurteilen. Auch hier ist dasselbe möglich, auch hier können wir — und das soll, wenn die Zeit es gestattet, den Inhalt meiner letzten Vorlesung bilden — den Grund des feindlichen Verhaltens unserer Gesellschaft dem Altertum gegenüber analysieren und entscheiden, welche Rolle dabei der gutgläubige, unwillkürliche Irrtum, welche der beabsichtigte Betrug gespielt hat. Vorläufig ist mein Zweck ein anderer. Ich wollte in Ihnen nur die Überzeugung von der Unfehlbarkeit der Gesellschaft — falls Sie eine solche hegen sollten — erschüttern, und gegen den Mißbrauch des Sprichworts *vox populi — vox dei* protestieren. Den richtigen Sinn aber dieses Sprichworts werde ich Ihnen sogleich entwickeln.

Nicht im betäubenden Geschrei, das so oft der Ausdruck erregter Leidenschaften ist, sollen wir die Stimme Gottes erkennen, sondern in der stillen und gebieterischen Stimme des geheimnisvollen Willens, die der Menschheit die Wege zu ihrer Kulturentwickelung weist. In jenen Urzeiten, als von der Physiologie der Verdauung und der organischen Chemie noch keine Rede war, wies diese Stimme den Menschen auf das Brot hin, als auf die Speise, bei deren Gebrauch er den höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit erreichen könne. Die Griechen, die noch Sinn für das Wunderbare hatten, erkannten darin mit Recht Gottes Stimme — die Stimme ihrer Göttin Demeter; die moderne Biologie, die keine Metaphysik anerkennt . . . oder, richtiger gesagt, die an Stelle der früheren theologischen Metaphysik ihre eigne, biologische eingeführt hat — sieht darin die Wirkung des Selektionsgesetzes, ganz analog derjenigen, die jedem Tier seine ihm eigentümliche Nahrung angewiesen hat. Ja, meine Herren, das Gesetz der Selektion — der natürlichen Selektion, die dort, wo die menschliche Gesellschaft ihr Subjekt bildet, den Namen der soziologischen Selektion führt — ist die Verkörperung des Sprichworts *vox populi — vox dei.* Nun wollen wir uns die Frage stellen: In welchem Verhältnis steht die Selektion zu der uns interessierenden Frage — zur Frage, welche Rolle die Antike im Bildungsgang unserer Jugend spielt? — Dies Verhältnis stellt sich so dar, daß noch jetzt, nach fast anderthalb tausend Jahren nach dem Falle Roms und nach mehr denn zweitausend Jahren nach dem Falle Griechenlands, wir immer noch streiten, ob ihre Sprachen einen Hauptplatz im Bildungsgang unserer Jugend einnehmen sollen oder nicht. Sie werden mir zugeben, meine Herren, daß dies einmütige Zeugnis der Jahrhunderte ein viel nennenswerteres Faktum bildet, als das vage Verdikt der modernen Gesellschaft,

sollte auch ihre Einmütigkeit weniger fiktiv sein, als sie es in Wahrheit ist. Denken Sie an das Bild, das die Newa uns bietet, wenn der für uns Petersburger verhängnisvolle Südwest weht: ganz deutlich ist die Richtung der Wellen nach Osten gekehrt, der Fluß scheint, stromaufwärts zurück in den Ladogasee zu fließen — und dennoch wissen Sie, daß jeder Tropfen dieses Sees kraft eines unsichtbaren, aber höchst realen natürlichen Gefälles in den finnischen Meerbusen gelangt, und daß das einzige Resultat dieser durch den Wind hervorgerufenen Gegenströmung eine nur kurze Zeit währende Überschwemmung des Galeerenhafens ist. Dasselbe gilt auch für die Gesellschaft und die öffentliche Meinung: auch hier haben Sie nicht eine, sondern zwei Strömungen. Eine, von der sie sich Rechenschaft ablegt, die stürmisch laut und launenhaft auftritt und Überschwemmungen und Heimsuchungen jeder Art im Gefolge hat; die andere, deren Vorhandensein sie kaum vermutet, still, geräuschlos und zwingend. Zwei Strömungen — oder, wenn Sie wollen, zwei Seelen, zwei ‚Ichs'. Auch auf die ganze Gesellschaft kann man die Scheidung beziehen, die Fr. Nietzsche in geistreicher Weise für ihre einzelnen Glieder aufgestellt hat, indem er in ihnen ein ‚kleines Ich', das bewußt ist und verhältnismäßig nicht schwer ins Gewicht fällt, von ihrem ‚großen Ich' unterscheidet, das, obgleich unter der Schwelle des Bewußtseins ruhend, machtvoll ihren Entwicklungsgang vorschreibt. Jenes so ungünstige Urteil der heutigen Gesellschaft über die klassische Bildung, das Sie meiner scheinbar vereinzelt dastehenden Meinung entgegenzuhalten geneigt sind, ist nicht das Erzeugnis dieser Gesellschaft, sondern ihres kleinen ‚Ichs'. Natürlich kann dieses ‚kleine Ich' mir als einem Einzelnen viele Unannehmlichkeiten bereiten, doch bildet es für mich als denkenden Menschen und Historiker keine Autorität. Als solcher bin ich verpflichtet, nicht auf seine Stimme zu hören, sondern auf die Stimme des ‚großen Ichs', das die Geschicke der Gesellschaft lenkt. Und hier nun vernimmt mein Ohr etwas ganz anderes. Das ‚kleine Ich' wiederholt in endlosen Variationen: „Nieder mit der klassischen Bildung!"; das ‚große Ich' dagegen sagt uns: „Hütet sie wie euren Augapfel!" Oder, richtiger gesagt, es spricht nicht einmal so zu uns, sondern hütet sie selber schon fünfzehn bis zwanzig Jahrhunderte, ungeachtet der immerwährenden Proteste des ‚kleinen Ichs', — und, seien Sie davon überzeugt, es wird sie auch künftighin hüten.

Übrigens haben wir dies für das Altertum günstige Resultat sozusagen nebenbei erhalten und müssen es erst im folgenden ausführlicher begründen. Messen Sie ihm daher fürs erste noch keine Bedeutung zu und beachten Sie nur das, was ich über die zwei Strömungen im öffentlichen Leben und ihren verhältnismäßigen Wert gesagt habe. Und jetzt wollen wir an das Thema herangehen.

Ich habe in den Eingangsworten den Satz von der dreifachen Bedeutung der Antike aufgestellt: der rein wissenschaftlichen, kulturellen und erzieherischen. Wir werden indessen eine andere Reihenfolge wählen: anfangen wollen wir damit, was Sie alle angeht, und zum Schluß nehmen wir das, was nur einzelne von Ihnen unmittelbar berührt, oder richtiger gesagt, berühren wird. Und daher: Worin besteht die erzieherische Bedeutung der Antike?

Angenommen, meine Antwort auf diese Frage müßte „ich weiß es nicht" lauten, oder unbefriedigend ausfallen; was folgte daraus?

Oben, als ich Ihnen den Sinn des Gesetzes der soziologischen Selektion entwickelte, wies ich Sie, um Ihnen ein erklärendes Bild zu geben, auf die merkwürdige Erscheinung derselben hin, kraft deren das Brot das vornehmste Nahrungsmittel des Kulturmenschen geworden ist. Jetzt gestatten Sie mir, bei demselben Bilde zu bleiben, um es zu einem Gleichnis auszugestalten. Nehmen wir an, in jener Zeit, da man den menschlichen Organismus als einen Mechanismus zu betrachten pflegte, in der Epoche des Helvetius und Lamettrie, sei eine Kommission berufen worden, um die Ernährungsweise des Menschen zu reformieren. Die Reden der Gegner der traditionellen Ernährungsweise hätten in erster Linie den physischen Zustand des damaligen Menschen in düsteren Farben gezeichnet: Er lebt allerhöchstens sechzig bis siebzig Jahre, während die Natur für ihn eine Lebensdauer von zweihundert Jahren vorgesehen hat (dies war auch später die Meinung Hufelands); ja, und wie lebt er während dieser kurzen Spanne Zeit? Schwach ist er und unschön und früh altert er; und wie viele Kranke gibt es nicht, diese ‚Stiefkinder' des physischen Lebens! usw. Und woher kommt das alles? Daher, daß er sich nicht rationell nährt. Die Nahrung soll den menschlichen Körper erneuern; dennoch aber besteht unsere Nahrung zum größten Teil aus Stoffen, die der Körper nicht braucht, und die er, als vollständig überflüssig, wieder ausscheidet. Der Körper braucht: Fleisch, Blut, Sehnen, Knochen usw.; trotzdem geben wir ihm hauptsächlich Pflanzenkost, wobei das Brot die erste Rolle spielt. Der Schaden, den das Brot anstiftet, besteht vor allem schon darin, daß es andere, wirklich nahrhafte Stoffe ganz in den Hintergrund drängt; um aber seine Nutzlosigkeit zu erkennen, genügt es, den menschlichen Körper zu betrachten. Bestehen denn etwa aus Teig unsere Arme, Beine, Köpfe, Lungen usw.? Nein. Sondern aus Blut, Fleisch, Sehnen, Knochen usw. So schaffe man uns denn eine reale Nahrung, die der Zusammensetzung unseres Körpers entspricht; man gebe uns ein einheitliches allgemein nährendes Nahrungsmittel, das in harmonisch ausgeglichener Zu-

sammensetzung alles enthält. dessen wir zur Erneuerung unseres physischen Ichs bedürfen, — Fleisch, Blut, Knochen, Sehnen usw. Dann erst werden die Stiefkinder des physischen Lebens verschwinden; dann wird der Mensch zweihundert Jahre leben und dabei länger jung bleiben, als er heute überhaupt lebt usw.

Was hätte dagegen ein Verfechter der traditionellen Ernährungsweise erwidern können? Was sagen, wenn von ihm verlangt worden wäre, den Nährwert des Brotes zu beweisen? Gegenwärtig ist selbstverständlich eine Antwort möglich, die vollständig befriedigend alle Schwierigkeiten löst: einerseits hat die Physiologie den Verdauungsprozeß in allen Einzelheiten klargestellt, andererseits hat die organische Chemie die von uns konsumierte Nahrung in allen ihren Bestandteilen analysiert. Mit Hilfe der Chemie können wir beweisen, daß das Brot alle oder fast alle Stoffe enthält, deren der Körper zu seiner Erneuerung bedarf; mit Hilfe der Physiologie können wir zeigen, auf welche Weise unser Organismus diese Stoffe assimiliert. Aber wir versetzten uns ja in eine Zeit, da der Verdauungsprozeß nur sehr unvollkommen, die organische Chemie noch gar nicht bekannt war; und so wiederhole ich denn die Frage, was hätten wohl die Verfechter der traditionellen Ernährungsweise dem Vertreter des diätetischen Abenteurertums erwidern sollen? — Meiner Meinung nach folgendes: „Sie fragen, worin der Nährwert des Brotes und überhaupt der Pflanzenkost besteht. Das weiß ich nicht. Tatsache aber ist, daß diejenigen Völker, die unser Ernährungssystem angenommen haben, zugleich auch die Träger der Zivilisation sind, während sich Ihrer Theorie gemäß nur die rohesten Wilden nähren. Tatsache ist ferner, daß die zivilisierten Völker sich vermehren und ausbreiten, während die ausschließlich von Fleisch lebenden Wilden sich an Zahl verringern und geographisch zurückgedrängt werden. Tatsache ist ferner auch, daß der zivilisierte Mensch, wenn er durch äußere Umstände gezwungen wird, sich den Genuß von Brot und Früchten zu versagen und ausschließlich zur Fleischnahrung überzugehen, verkümmert und zugrunde geht. Tatsache ist endlich, daß Sie, indem Sie im allgemeinen die Mängel in unserm physischen Leben richtig darstellten, dennoch nicht bewiesen haben, daß sie eine Folgeerscheinung des Systems unserer Ernährungsweise bilden, und nicht einmal den Umstand beachten wollen, daß die Leute, die auf Ihre Art leben, weder langlebiger, noch kräftiger, noch schöner und gesünder sind als wir, was schon geradezu als Verhöhnung der empirischen Methode erscheint."

So, glaube ich, würde ein Vertreter des traditionellen Ernährungssystems geantwortet haben, und seine Ausführungen wären selbstverständlich unanfechtbar. Doch ich fahre jetzt weiter

fort. Ich soll Ihnen zeigen, fordern Sie, worin die erzieherische Bedeutung der Antike besteht: ich antworte Ihnen aber vorerst mit der Frage, ob die Psychologie den geistigen Verdauungsprozeß in allen seinen Einzelheiten klargestellt hat, und ob es eine solche organische Chemie gibt, die auf die geistige Nahrung anwendbar wäre, indem sie eine qualitative und quantitative Analyse derselben zuläßt? Wenn Sie aber nun zugeben müssen, daß die Wissenschaften, die ich im Auge habe, Zukunftswissenschaften sind, so gestehen Sie mir damit das Recht zu, Ihnen folgendes zu antworten: „Worin die bildende Bedeutung der Antike besteht — das weiß ich nicht; aber Tatsache ist, daß das System der klassischen Bildung von alters her besteht, daß es in dieser Zeit alle Völker der sogenannten europäischen Kultur umfaßt hat, die erst seit Übergang zu derselben zu zivilisierten Völkern geworden sind. Tatsache ist ferner, daß, wenn wir nach Art der Meteorologen die Schwankungen, die das System der klassischen Bildung während der ganzen Zeit seines Bestehens in den einzelnen Staaten durchgemacht hat, in Form einer Kurve ausdrücken wollen, diese Kurve zugleich auch die Schwankungen der geistigen Kultur in diesen Staaten ausdrücken und dadurch den engen Zusammenhang der Gesamtkultur eines Landes mit der Stufe, auf der die klassische Bildung in demselben steht, beweisen würde. Tatsache ist drittens, daß auch in unsrer Zeit die kulturelle Macht eines Volkes um so bedeutender ist, eine je ernstere Stellung bei ihm die klassische Bildung einnimmt, während Völker, denen sie fehlt (z. B. die Spanier), keine Rolle in der Welt der Ideen spielen, ungeachtet ihrer Zahl und ihrer ruhmvollen Vergangenheit; Tatsache ist ferner, daß auch bei uns in Rußland der Schlag, den die klassische Bildung durch die Reform der Gymnasien im Jahre 1890 erhielt, ein allgemeines Sinken des Bildungsniveaus der Abiturienten zur Folge gehabt hat, was sogar durch das Zeugnis der Gegner des klassischen Systems bestätigt wird; Tatsache ist endlich, daß diejenigen, die in so düsteren Farben die Mängel unseres Gymnasiums malen, nicht bewiesen haben, daß diese Mängel eine Folgeerscheinung der klassischen Bildung sind, und sich hartnäckig weigern, den Umstand zu erwägen, daß den Zöglingen der nicht klassischen Mittelschulen dieselben Mängel anhaften."

Der daraus zu ziehende Schluß ist unanfechtbar: Im Interesse der Geisteskultur des russischen Volkes müssen wir ein möglichst hohes Niveau der klassischen Bildung in unseren Gymnasien anstreben, unabhängig davon, ob es uns gelingen sollte, eine befriedigende Antwort auf die Frage nach der erzieherischen Bedeutung der Antike zu geben oder nicht.

Und nun, bevor wir weiter gehen, lassen Sie uns einen Rückblick tun. Auf Grund kulturhistorischer Erwägungen sind wir

zu dem Schluß gelangt, daß die Antike die normale Nahrung des heranwachsenden Geschlechts bildet. Diesen Schluß bezeichnete ich als unanfechtbar; und in der Tat, jeder Mensch, der gewohnt ist, seine Worte zu wägen und in wissenschaftlichen Fragen (mit denen wir es doch hier zu tun haben) seine Gefühle dem Verstande unterzuordnen, muß dem unbedingt zustimmen. Aber leider bilden solche Leute eine Seltenheit. Die Menschen gewöhnlichen Schlages ordnen im Gegenteil den Verstand ihren Gefühlen unter: wenn das, was ihnen bewiesen wird, nicht ihren Beifall findet, so suchen sie in Ihren Worten nach einem Anhaltspunkt zur Erwiderung, und wenn es ihnen dann gelungen ist, irgend etwas, was auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit einem logischen Gedanken besitzt, zu erwidern, so sagen sie, und glauben es wohl auch oft, daß sie Sie widerlegt hätten. Widerlegungen solcher Art kann man natürlich unmöglich voraussehen: überall gibt es nur einen Weg zur Wahrheit, von Irrwegen dagegen eine ungezählte Menge. Da mir aber ein großer Teil der Literatur über die Frage der Mittelschulen bekannt ist, so kann ich mir demnach wohl denken, daß meine Gegner in meinen Worten zwei Angriffspunkte gefunden haben werden.

Erstens. Ich sagte: „Im Interesse der Geisteskultur des russischen Volkes," wobei ich als unzweifelhaft voraussetzte, daß Schlüsse, die auf Grund der Kulturschwankungen in ganz Europa sich ergeben haben, auch auf Rußland ihre Anwendung finden. Ist das nun richtig? Unter meinen Gegnern gibt es nicht wenige, die diese Zusammenstellung nicht anerkennen: „Die klassische Schule", meinen sie, „findet in der Geschichte Rußlands keinen Rückhalt." Indem sie damit die klassische Schule abtun, schlagen sie das Projekt einer eigenen Schule vor, wobei sie allerdings die Frage zu stellen vergessen, ob diese irgendwie historisch begründet werden kann. In Wahrheit verhält sich die Sache folgendermaßen: Wie gering auch der Rückhalt sein mag, den die klassische Schule in der Geschichte Rußlands findet — für alle anderen Schultypen, bestehende und projektierte, ist er überhaupt nicht vorhanden. Doch nicht das ist für uns von Wichtigkeit, sondern folgendes: Rußland hat lange Zeit keine klassischen Schulen besessen — war aber zu der Zeit auch kein Kulturstaat; es wurde zu einem solchen erst nach Einführung der klassischen Schule. Dies ist eine Tatsache, und dabei eine, die unsre Schlüsse vollauf bestätigt.

Die zweite Entgegnung bildet eine Parallele zur ersten und verhält sich zu ihr, wie die Zeit zum Raume: Die Gegner aus diesem Lager suchen für die Gegenwart eine ebensolche Ausnahmestellung zu schaffen, wie jene für Rußland. Früher, sagen sie, bildete die Antike mit Recht ein Lehrfach, da man was von ihr lernen konnte; jetzt haben wir sie aber so weit über-

flügelt, daß wir nichts mehr von ihr lernen können. Diese Gegner sind leicht zu widerlegen: man braucht ihnen nur die Frage vorzulegen, wann wir denn eigentlich die Antike überflügelt haben — das wissen sie nämlich nicht. Die Sache verhält sich aber folgendermaßen: Die klassische Bildung steht, wie wir oben gesehen haben, unter dem Gesetz der soziologischen Selektion; die Wirkung dieser Selektion wird durch die sog. „Heterogenie der Zwecke", d. h. durch die Nichtübereinstimmung des wirklichen und unbewußten Zweckes mit dem scheinbaren und bewußten, bestimmt. So ist der scheinbare und bewußte Zweck, der die Biene in das Innere einer Blüte lockt — sich am süßen Saft zu ergötzen; der wirkliche und unbewußte aber — die Staubfäden der Blüte zu zerwühlen und so die Befruchtung derselben zu bewirken. Dasselbe findet hier statt. Der wirkliche Zweck der soziologischen Selektion (Sie verstehen, daß ich das Wort „Zweck" hier in dem relativen Sinn brauche, in welchem es überhaupt die moderne Biologie anerkennt) — bei der Bewahrung der klassischen Bildung war zu allen Zeiten der gleiche: die geistige und moralische Vervollkommung der Menschheit. Die scheinbaren aber und der Gesellschaft bewußten Zwecke waren zu allen Zeiten verschieden, wobei man die interessante Beobachtung machen kann, wie 1) kaum daß sich einer der scheinbaren Zwecke überlebt hat, ein anderer an seine Stelle tritt, und wie 2) die Völker, die den scheinbaren Zweck für den wirklichen hielten, ihn aber nicht auf dem durch das Gesetz der Selektion vorgezeichneten Wege, sondern auf einem kürzeren und bequemeren zu erreichen suchten, für ihr Besserwissen durch das Gericht der Geschichte schwer bestraft worden sind — genau wie man das auch in der Biologie beobachten kann.

Anfangs, in der ersten Periode des Mittelalters, war der scheinbare Zweck der klassischen Bildung das Verstehen der heiligen Schrift und der Liturgie, der Werke der Kirchenväter und der Heiligenlegenden usw. Natürlich gab es hierzu einen anderen, bedeutend einfacheren und bequemeren Weg — das Übersetzen aller dieser Schriften in die Muttersprache. Den betraten die Völker des christlichen Ostens, und die Folge äußerte sich darin, daß die Kulturbewegung über sie hinweggeschritten ist. — Später, in der zweiten Hälfte des Mittelalters, trat dieser Zweck in den Hintergrund und machte einem zweiten Platz: dem Eindringen in die Wissenschaften des Altertums, die natürlich in lateinischer und griechischer Sprache aufgezeichnet waren. Auch hier stand denen, die es wünschten, ein kürzerer und bequemerer Weg zur Verfügung: die wissenschaftlichen Werke der Alten in die Muttersprache zu übersetzen. Dieser, von den Arabern gewählte Weg führte die muselmännische Kultur nach einer kurzen Blütezeit zu jähem und endgiltigem Untergang

— was ganz natürlich ist, da die Araber die Blüten des Altertums, losgelöst von ihren Wurzzeln, den alten Sprachen, zu sich verpflanzten. — Doch auch dieser Zweck trat zu Ausgang des Mittelalters zurück: nachdem das neue Europa, sich das Wissen der Alten angeeignet hatte, überflügelte es sie. Tatsächlich muß man auf die oben gestellte Frage, wann wir denn eigentlich auf wissenschaftlichem Gebiet das Altertum überholt haben, antworten: teilweise schon im Mittelalter; damals wurden in der Mathematik und Naturkunde den Alten unbekannte oder wenigstens fast unbekannte Wissensgebiete erschlossen. Scheinbar war nun der Zeitpunkt gekommen, wo man die Antike hätte missen können; und wirklich beginnt im XIV. Jahrhundert der Verfall der klassischen Bildung. — Aber gerade in diesem Jahrhundert entwickelt sie sich von neuem rasch zu voller Blüte — es beginnt die Zeit der Renaissance. Die alte Kunst, nicht nur die bildende, sondern auch die Kunst der Rede wurde entdeckt; die lateinische Sprache wurde wegen ihrer Formschönheit erlernt, und sowohl in der Prosa, als auch in der Poesie wieder zu Ehren gebracht; dies ist die sogenannte althumanistische Richtung. Zum zweiten Mal wurde die lateinische Sprache die Erzieherin der Sprachen des neuen Europa. Das Resultat dieser Erziehung bilden die modernen Sprachen mit ihrer Ausdrucksfähigkeit und Kraft, mit ihrer Kunstprosa und Kunstpoesie. — Dies Resultat ist also erreicht worden und scheinbar hätte man nun die Antike ad acta legen können. Das geschah jedoch nicht: kaum war dieser Zweck in den Hintergrund getreten, da löste ihn ein neuer, der vierte vorübergehende Zweck ab. Man entdeckte den intellektualitischen Charakter in der Literatur des Altertums, dessen Krone die alte Philosophie bildete. Wie man vordem lateinisch getrieben hatte, um sich im schriftlichen und mündlichen Ausdruck zu vervollkommnen, so tat man es jetzt, um Geist und Urteil zu bilden, pour bien raisonner. Dies war die Devise der Aufklärung, die in England im XVII. Jahrhundert begann, im XVIII. in Frankreich ihre Fortsetzung fand und deren Einfluß sich in der Kultur des übrigen Europa jener Zeit bemerkbar gemacht hat, der Epoche Newtons, Voltaires, Friedrich des Großen. Aber schon im XVIII. Jahrhundert rief der einseitige Intellektualismus der Aufklärung eine Reaktion wach, die in England und Frankreich (Rousseau) beginnend, im Deutschland Winkelmanns und Goethes zu besonderer Macht gelangte. Die harmonische Entwickelung des Menschen in der von der Natur gewiesenen Richtung war nun die Losung — und als Mittel zur Erreichung dieses Ideals galt wieder die Antike, der im Lehrplan der Gymnasien eine besonders hervorragende Stellung eingeräumt wurde. Es war dies die neuhumanistische Richtung. Damals zum erstenmal trat das Griechische in Sprache und Literatur ebenbürtig

neben das Lateinische, denn mit vollem Recht glaubten die Führer jener Epoche, daß das griechische Leben ihrem Ideal sich mehr nähere als das römische. — Eben befinden wir uns wieder in einer Übergangszeit, doch ist der Gesichtspunkt, von dem aus man sich in diesem Jahrhundert mit der Antike beschäftigen wird, schon deutlich wahrnehmbar: Die Entwickelung der Naturwissenschaften hat das Prinzip des Evolutionismus in den Vordergrund unseres Bewußtseins gestellt, die Antike ist uns jetzt doppelt teuer als die Wiege ausnahmslos aller der Ideen, von denen wir bis auf den heutigen Tag zehren. Und wir sehen, wie der Humanismus mit der historischen Richtung auch in der Frage der klassischen Bildung im Streite liegt, wobei augenscheinlich letztere die Oberhand gewinnt. Natürlich müssen wir auf diesen äußerst wichtigen Gesichtspunkt noch zurückkommen. Fürs erste genügt die Feststellung, daß dies schon der sechste bewußte Zweck ist, der die Wichtigkeit der Beschäftigung mit der Antike uns vor Augen führt. Er ist zur rechten Zeit erschienen, um den fünften, den neuhumanistischen, abzulösen.

Interessant ist es auch zu verfolgen, welchen Wechsel die Methode des Unterrichtes in der Antike durchgemacht hat, je nach dem Gesichtswinkel, unter dem man den Zweck des Studiums betrachtete. Da es mir nicht möglich ist, dies ausführlich zu entwickeln, so begnüge ich mich, auf die greifbarsten Veränderungen hinzuweisen, die sich in der Auswahl der jeweiligen Autoren aussprechen. In der ersten Periode, wo das Lateinische dem Heile der Seele dienen sollte, bildeten die christlichen Werke natürlich den Mittelpunkt des Lehrstoffes. In der zweiten, sozusagen wissenschaftlichen Periode waren es die betreffenden Handbücher, der lateinische Aristoteles und die sog. artes, d. h. Lehrbücher der Mathematik und Astronomie, ferner der Medizin und des Rechts usw. In der dritten, der althumanistischen, war es Cicero, der Meister der lateinischen Kunstprosa. In der vierten, der Epoche der Aufklärung, war es wieder Cicero, aber diesmal als Philosoph. In der fünften — der neuhumanistischen — Homer, die Tragödiendichter und Horaz. Von den Überlieferungen dieser Periode zehren wir bis heute noch, doch macht sich schon die Notwendigkeit geltend, eine solche Auswahl aus der alten Literatur zu treffen, die den Schülern die Antike als die Wiege unserer Ideen vor Augen stellt. Vor kurzem hat Wilamowitz in Deutschland dieser Notwendigkeit Rechnung getragen durch Zusammenstellung eines griechischen „Lesebuchs", und dieser Versuch hat dort lebhaftes Interesse im Kreise der Pädagogen erweckt. Zweifellos wird diese Bewegung mit der Zeit auch uns näher berühren; es ist sehr wahrscheinlich, daß sie schon jetzt ihre Wirkung geäußert haben würde, lebten wir nicht eben in einer Zeit der Gärung.

Wie dem auch sei, dies ist jedenfalls die Reihenfolge der wechselnden Gesichtspunkte, unter denen die Antike in den verschiedenen Perioden der Geschichte unserer Kultur betrachtet worden ist. Dies ist auch zugleich unsere Antwort auf den von Unbildung zeugenden Einwurf, daß wir von der Antike nichts mehr lernen könnten, da wir sie überflügelt hätten, und auch auf den nicht geringere Unbildung verratenden Vorwurf, die klassische Schule befinde sich in einem Zustande des Stillstandes und halte nicht Schritt mit der Zeit. Aber dies waren, wie gesagt, vorübergehende Zwecke, — solche, die von der Gesellschaft in jeder der erwähnten Epochen als Zwecke empfunden wurden, solche, über die sie sich und uns Rechenschaft abgelegt hat; der uneingestandene und zugleich wichtigste Zweck aber war der, den überhaupt jede Selektion verfolgt: die Vervollkommnung der Menschheit — im gegebenen Falle ihre kulturelle, d. h. geistige und sittliche Vervollkommnung. . . . Ich will hier gleich einen Vorbehalt einschalten, um Mißverständnissen vorzubeugen. Es kann mit Recht sonderbar erscheinen, daß ich, indem ich Sie auf den Zweck der klassischen Bildung hinweise, zugleich diesen Zweck als einen „unbewußten" bezeichne; ja, kann man sich denn das Unbewußte zu Bewußtsein bringen? Natürlich nicht; aber wissen kann man es — das lehrt uns die Methode der heutigen Biologie, die ebenso auf das Leben des Individuums, wie auf das Leben der Völker und der Menschheit anwendbar ist — auf die Ontogenie ebenso gut, wie auf die Phylogenie.

Aber es fragt sich nun, auf welche Weise denn die klassische Bildung die Menschheit in geistiger und sittlicher Hinsicht vervollkommnet? Aus dieser Frage ergibt sich von selbst eine andere: Worin besteht die erzieherische Bedeutung der Antike? Diese Frage haben wir schon früher gestellt und, bevor ich auf sie antwortete, bewies ich Ihnen, daß — wie die Antwort auch ausfallen möge, — die Tatsache, daß die Antike eine bildende Bedeutung hat, bestehen bleibt, da sie unabhängig von dieser Antwort auf dem Wege kulturhistorischer Erwägungen festgestellt wurde. Diesen Vorbehalt bitte ich Sie, sich fest einzuprägen — ich messe ihm große Bedeutung bei. In gleicher Weise stand ja auch der Nährwert des Brotes fest, lange bevor die Physiologie und die organische Chemie sie uns in anschaulicher Weise bewiesen hatten. Was bedeutet im gegebenen Falle die Physiologie? Die Analyse des konsumierenden Organismus. Und die Chemie? Die Analyse des konsumierten Stoffes. Setzen wir an Stelle des Körpers die Seele, an Stelle der Nahrung die Bildung und an Stelle des Brotes die Antike; gibt es nun hier Wissenschaften, die der Physiologie und organischen Chemie analog sind, d. h. die eine

Analyse des konsumierenden Organismus und des konsumierten Stoffes vorzunehmen lehren? Wir wollen sehen. Der konsumierende Organismus ist in diesem Falle der menschliche Geist. Die Analyse des Geistes bildet den Inhalt der Psychologie, und diese Wissenschaft befindet sich noch in ihren Anfängen. Sie kann noch lange nicht auf alle Fragen, die an sie gestellt werden, antworten . . . zwar kann dies die Physiologie auch nicht, sie ist aber doch schon weit mehr durchforscht und älter an Jahren und Erfahrungen als jene. — Ferner die Analyse des konsumierten Stoffes, d. h. der Antike. An sich ist diese Analyse nicht sehr schwierig, aber hier wird doch Klarstellung der Wirkung seiner Elemente auf die Psyche des Menschen verlangt, d. h. eine Art psychologische Wissenschaftskunde . . . und eine solche Wissenschaft gibt es noch nicht. Also verlangen Sie nicht zu viel, meine Herren. Ich habe Ihnen versprochen, die aufgeworfene Frage zu beantworten, und werde meinem Versprechen auch nachkommen, soweit es mir nach dem jetzigen Stande der psychologischen Disziplinen möglich ist; — obgleich, wie gesagt, dies Wissenschaften sind, deren Ergründung erst der Zukunft vorbehalten ist, so haben sie doch schon einiges als ziemlich sicher festgestellt, auch präzisiert sich die Methode immer mehr, so daß wir wenigstens erkennen können, auf welche Weise und in welcher Richtung eine Antwort auf die gestellte Frage zu suchen ist. Einiges kann ich Ihnen schon jetzt sagen — doch bitte ich Sie zu beherzigen, daß dies nur eine vorläufige Antwort sein wird, und daß erst unsere Nachkommen eine erschöpfendere und überzeugendere werden geben können. Bevor ich aber mein Versprechen einlöse, muß ich Sie bitten, einige Bemerkungen über den Sinn des Ausdrucks „erzieherische Bedeutung" anzuhören. Ich wünsche nicht, daß Sie auch nur etwas von dem, was ich sage, ohne eine strenge, wenn ich mich so ausdrücken darf, Zollrevision hinnehmen; sie wird uns eine kurze Zeit aufhalten, doch wird dafür Ihr Vertrauen zu mir wachsen.

Und so stelle ich also die Frage: wie ist der Ausdruck „erzieherische Bedeutung" aufzufassen?

Wollen wir mit dem konkretesten Beispiele beginnen. Ein Vater, der Tischler ist, hat einen Sohn. Er will ihn das Tischlerhandwerk lehren. Hier liegt die Sache einfach und allgemeinverständlich: die Schule bereitet unmittelbar aufs Leben vor, alle Handgriffe, die der Knabe lernt, kann er in derselben Form in seinem späteren Beruf verwerten. Wir können uns sehr gut eine Tischlereischule vorstellen — es wird dies eine sogenannte professionelle (oder Fach-) Schule sein. Hat sie nun Daseinsberechtigung? Ja, unbedingt, wenn anders eine so frühe Berufsbestimmung für einen Knaben möglich und wünschenswert ist. Ist aber nun das Prinzip des professionellen Utilitarismus auch auf die Geistes-

arbeit anwendbar? Zum Teil gewiß, wie es Ihnen ja schon die geistlichen Seminare, die Kriegsschulen und einige andere Typen von Mittelschulen beweisen; aber doch nur zum Teil. Für die meisten hierher gehörigen Disziplinen gibt es keine solchen Schulen, und auch die eben erwähnten zeigen immer deutlicher das Bestreben, sich von ihrem eng-professionellen Charakter zu befreien und auf Kosten der Spezialität die allgemeine Bildung zu bevorzugen. Und überhaupt fängt man an, die Notwendigkeit von Schulen, die nicht a priori die künftige Profession der Schüler bestimmen, immer mehr einzusehen. Wie sollen aber solche Schulen beschaffen sein, um trotzdem den Schüler aufs Leben, d. h. auf die Ausübung eines Berufes vorzubereiten? — Dies ist eben das Problem der Quadratur des Zirkels auf pädagogischem Gebiete, mit dessen Lösung die heutige Gesellschaft ebenso erfolgreich ringt, wie die frühere mit dem entsprechenden geometrischen.

Ich will Ihnen einige Wege zur Lösung weisen, die sich dem Verstande eines nicht sachkundigen Menschen bieten.

Der erste Weg. Es wird eine Schule verlangt, die künftige Juristen, Mediziner, Naturwissenschaftler, Techniker, Mathematiker, Philologen usw. heranbilden soll. Sehr schön. Ihr Programm muß also die Fächer enthalten, die allen diesen Wissensgebieten gemeinsam sind. — Dass diese Lösung nicht richtig ist, ist augenscheinlich: das ist's ja gerade, daß es keine oder fast keine solchen Fächer gibt. Vergleichen Sie nur gefälligst die Vorlesungsverzeichnisse der juristischen und naturwissenschaftlichen Fakultäten oder die des historisch-philologischen und technologischen Institutes — und Sie werden sich leicht davon überzeugen.

Der zweite Weg. Wählen Sie sich zu gleichen Teilen juristische, medizinische, physiko-mathematische, historisch-philologische und andere Fächer aus und stellen Sie daraus das Programm einer Mittelschule zusammen. — Es gibt Leute, die wirklich glauben, daß dies möglich ist; doch ist hier der Mangel an Einsicht offenkundig. Erstens ergibt sich eine verwirrende und geisttötende Menge von Fächern; und zweitens wird das Prinzip des Utilitarismus dennoch nicht gewahrt, denn jedem einzelnen Schüler bietet solch eine Schule nur ein Zehntel von dem, was er braucht. Jetzt fragt es sich: was ist das für eine Schule, bei der auf ein Zehntel nützlicher Lehrgegenstände neun Zehntel unnützen Ballastes kommt?

Der dritte Weg. Im Hinblick auf die Unhaltbarkeit der ersten beiden Lösungen ist vorgeschlagen worden, den künftigen Beruf der Zöglinge in den Mittelschulen nicht zu berücksichtigen und von der Schule nur zu verlangen, daß die Schüler sie als gebildete Leute verlassen. Das heißt — das professionelle Utilitätsprinzip wird beseitigt und das Bildungsprinzip an seine Stelle

gesetzt. Schon recht; aber wer ist eigentlich ein gebildeter Mensch? Das läßt sich unschwer definieren, denn es gibt ja gebildete Leute. Was muß man also wissen, um ein gebildeter Mensch zu sein? Ein Publizist, der sich auf pädagogischem Gebiet hervorgetan hat, wünschte diese Frage auf radikale Weise gelöst zu sehen. Und zwar sollte durch eine Umfrage (d. h. ein Examen) bei gebildeten Leuten festgestellt werden, ein wie umfangreiches Wissen nötig sei, damit jemand für gebildet gelten könne, und dieses Wissen sollte dann in der Schule gelehrt werden. — Es würde sich lohnen, diesen Plan zu verwirklichen: das Resultat müßte erheiternd wirken. Denn stellen Sie sich nur vor, es zählt ein Sonderling, wie das ja leicht geschehen kann, dreißig patagonische Dörfer auf, so ist das jedenfalls doch nur seine eigene Sache; ins Programm aber könnte doch nur das aufgenommen werden, was die ganze gebildete Gesellschaft oder wenigstens der größte Teil derselben von Patagonien weiß, d. h. nichts. Und so würde es mit allen Fächern gehen. Als Resultat würden wir erhalten: die vier Spezies mit ganzen Zahlen und die allgemeinen Begriffe von den Brüchen, in der Geometrie — allgemeine Vorstellungen von Figuren und Körpern, in der Algebra — nichts usw.; wenn wir alles zusammenfassen, wäre es also ein Programm, zu dessen Bewältigung ein oder zwei Gymnasialklassen reichlich genügen würden.

Wie ersichtlich, führt also auch dieser Weg nicht zum Ziele. Worin besteht aber nun der Fehler? Darin, daß wir die Bildung in den Kenntnissen suchen. Kenntnisse werden vergessen, Bildung geht nie verloren — ein gebildeter Mensch, sollte er auch alles Gelernte vergessen haben, bleibt doch ein gebildeter Mensch. Hiermit beabsichtige ich durchaus nicht, die Bedeutung des Wissens herabzusetzen; ganz im Gegenteil — ein Mensch ist insoweit was nütze, als er was weiß. Aber, meine Herren, verschiedene Leute brauchen auch verschiedenes Wissen. Das ist schon jetzt so und wird künftig erst recht so sein — denn das Wissen wird noch immer spezialisierter, die Menge gleichartiger Kenntnisse, die alle oder sogar nur alle gebildeten Menschen brauchen, ist schon jetzt nicht groß und muß sich bei jedem künftigen Geschlecht, infolge des Anwachsens und daher auch der Spezialisierung des Wissens, noch verringern. Darauf das Programm der Mittelschulen aufzubauen, ist also nicht möglich. Und dennoch muß die Mittelschule allen Gebildeten gerade das geben, was ihnen allen von Nutzen ist; denn das ist ihre Aufgabe. Auf welche Weise soll sie aber diese Aufgabe lösen? Selbstverständlich so, daß sie den Geist darauf vorbereitet, daß er mit möglichst geringem Kraft- und Zeitverbrauch und mit möglichst großem Nutzen die Kenntnisse sich aneignen kann, die ihm später zugute kommen. Dies ist eine alte und, wenn

Sie wollen, triviale Wahrheit, doch ist sie noch von niemandem widerlegt und auch unwiderlegbar.

Wenn es meine Aufgabe wäre, ein Programm für die Mittelschulen zusammenzustellen, so wollte ich Ihnen beweisen, daß es folgendes enthalten muß: erstens Fächer des allgemeinen Wissens und zweitens allgemein bildende Fächer, wobei die Fächer der letzten Gruppe natürlich den Vorrang haben würden. Und zu dieser Gruppe müßten die mathematischen, physikalischen und philologischen Fächer gehören — den drei Methoden des menschlichen Denkens entsprechend: der deduktiven, induktiv-experimentellen und induktiv-beobachtenden. Aber wie schon anfangs gesagt, habe ich mir die Aufgabe enger gestellt: ich will nur über die bildende Bedeutung meines Faches, d. h. der Antike sprechen.

Übrigens muß ich auch hier Maßnahmen treffen, damit Sie mir nicht eine größere Verantwortung aufbürden, als ich tragen will und kann. Ich weiß, daß viele Redner und Publizisten Ihnen beweisen, daß die Zeit, die Sie aufs Erlernen der alten Sprachen verwendet haben, nutzlos verloren ist, und Sie pflegen ihnen Beifall zu zollen. Ich werde Ihnen dagegen beweisen, daß Sie diese Zeit nicht nutzlos vergeudet haben, obgleich ich dabei riskiere, Ihnen etwas Unangenehmes zu sagen. Aber, meine Herren, an diesem Risiko habe ich gerade genug. Für den ganzen Kreis von Vorstellungen und Gefühlen, den Sie wahrscheinlich mit dem Begriff ‚Klassizismus' und ‚klassische Schule' verbinden, will ich die Verantwortung nicht übernehmen. Ich weiß sehr wohl, daß unsere klassische Schule an vielen Mängeln krankt — diese Mängel sind an einigen Orten größer, an anderen kleiner, je nach dem Bestande der Lehrenden und Lernenden (und zwar ist dieses Element bedeutend wichtiger als alle Programme und Instruktionen); aber ich weiß auch, daß wenn es in der Türkei mit dem Sanitätswesen schlecht bestellt ist, daraus noch lange nicht folgt, daß die Medizin nichts taugte. Und so besteht denn meine Aufgabe nicht darin, Ihnen den Vorzug dieses oder jenes Gymnasiums, sondern, wie gesagt, die erzieherische Bedeutung der Antike klar zu legen, wenn ihr Studium in der Weise betrieben wird, wie ich es für wünschenswert und auf Grund eigner und fremder Erfahrung für möglich erachte. An die Lösung dieser Aufgabe trete ich jetzt heran; alles bisher Gesagte verfolgte nur den Zweck, den Sinn derselben zu klären und ihr den Weg zu ebnen. Möglich, daß ich hierzu zu viel Zeit verbraucht habe und Ihrer eigenen Aufmerksamkeit, Auffassungsgabe und Vorurteilslosigkeit zu wenig vertraut habe. In diesem Falle bitte ich, mich zu entschuldigen; ich bin durch böse Erfahrungen klug geworden, die ich bei Leuten gemacht habe, bei denen man alle diese herrlichen Eigenschaften mit bedeutend mehr Recht zu finden erwarten durfte, als bei Ihnen.

ZWEITE VORLESUNG.

Die Lehre von der alten Welt umfaßt — wie schon die Bezeichnung verrät — ein äußerst weites, reiches und vielseitiges Wissensgebiet; sie gilt einer wahrhaft eigenartigen und in sich abgeschlossenen ‚Welt', die aber dennoch mit unserer heutigen durch tausend, größtenteils unbewußte Fäden verknüpft ist. Die Erforschung dieser Welt, die Ausnutzung ihrer Ideen zur Bereicherung der geistigen und sittlichen Kultur der Gegenwart, das ist die beneidenswerte Aufgabe der Gruppe von Gelehrten, zu der ich die Ehre und das Glück habe zu gehören. Die Schüler der Gymnasien lernen diese Welt nur zum kleinsten Teil durch die Elemente derselben kennen, die zur klassischen Bildung gehören. Es sind dies folgende: erstens, das System der alten Sprachen in seinen drei Bestandteilen, der Etymologie, der Semasiologie (vulgo den ‚Vokabeln') und der Syntax; zweitens, ausgewählte Stellen aus den besten Erzeugnissen der alten Literatur, die im Urtext gelesen und erläutert werden; drittens, das Eindringen in die Antike durch das Studium der alten Geschichte, durch das Lesen der Literaturdenkmäler in der Übersetzung, durch Erzählungen aus dem Leben der Alten, durch kleine einleitende Vorlesungen über die alte Philosophie, Literatur, das Staats- und Strafrecht, durch Erklärung von Kunstdenkmälern, durch die Lektüre guter, moderner Romane, die das Leben der Alten behandeln, und wo es möglich ist — durch kursorisches Lesen ganzer Werke antiker Autoren zu Hause usw. Mit diesen drei Elementen müssen wir auch beginnen oder vielmehr — mit den zwei ersten, da das dritte, soweit nötig, im zweiten Abschnitt zur Sprache kommen soll.

Und somit zum ersten: worin besteht die erzieherische Bedeutung der alten Sprachen als solcher?

Vor allem in der Methode, wie sie erlernt werden. Es gibt überhaupt zwei Methoden zum Erlernen von Sprachen, und diese zwei Methoden entsprechen den beiden Grundfunktionen unseres Verstandes . . . ich habe Sie, meine Herren, in der vorhergehenden Vorlesung darauf aufmerksam gemacht, daß die Wissen-

schaft, die, von der geistigen Verdauung handelnd, allein imstande ist, die Frage nach der bildenden Bedeutung dieses oder jenes Faches zu lösen, die Psychologie ist; darum müssen wir also auch nun ihre Hilfe in Anspruch nehmen. Die beiden Grundfunktionen, von denen ich rede, nennt die heutige Psychologie — ich meine W. Wundt, ihren bedeutendsten Vertreter — Assoziation und Apperzeption; beide bezwecken die Aufnahme und Reproduktion des dargebotenen Stoffes durch den geistigen Organismus, nur bedarf die eine dazu in höherem, die andere in geringerem Maße der Aufmerksamkeit. Wenn ein Wort, das ich zufällig unter bestimmten Umständen gehört habe, bei Wiederholung derselben Umstände ‚von selber' in meinem Gedächtnis auftaucht, so schreiben wir dies der Tätigkeit der Assoziation zu; wenn aber in beiden Fällen — sowohl beim Behalten, als auch beim Reproduzieren — die Aufmerksamkeit angespannt werden mußte, so nennen wir die entsprechende Funktion unseres Geistes Apperzeption. Nun wollen wir das Gesagte auf das Erlernen von Sprachen anwenden. Vermittelst der Assoziation, d. h. bei passivem Verhalten der Aufmerksamkeit, eignet man sich vor allem seine Muttersprache an. Dadurch wird eine rein handwerksmäßige Fertigkeit erworben, auf Grund deren der Mensch leicht alle die etymologischen, semasiologischen und syntaktischen Schätze seiner Sprache zu beherrschen weiß, ohne imstande zu sein, sich darüber Rechenschaft abzulegen, warum er sie gerade so braucht — ohne also den Organismus seiner Sprache zu kennen. Alle modernen Sprachen werden auf dem Wege der Assoziation von denjenigen erlernt, deren Muttersprachen sie sind; und in Anbetracht dessen, daß diese Methode so leicht und zweckmäßig ist, um eine Sprache schnell beherrschen zu lernen, halten sich auch die Ausländer möglichst an sie. In der letzten Zeit hat die Assoziationsmethode bei der Erlernung fremder Sprachen auch in die Schulen Eingang gefunden, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß sie unter irgend einer Bezeichnung mit der Zeit die Schule vollständig erobern wird — abgesehen natürlich von den Extravaganzen, von denen sie sich bisher noch nicht hat frei machen können.

Den Gegensatz zur Assoziationsmethode bildet die Apperzeptionsmethode. Hier erlernen wir vor allen Dingen den Organismus der Sprache, indem wir uns ganz bewußt ihre Etymologie, Semasiologie und Syntax aneignen und Schritt vor Schritt zuerst einfache Sätze, dann immer schwierigere, schließlich Perioden und Verbindungen von Perioden zu verstehen und zu bilden lernen. Dadurch erreicht man nicht eine handwerksmäßige Fertigkeit in der Sprache, sondern ein wissenschaftliches Begreifen derselben: ein Mensch wird sich zum Beispiel leichter die Regeln der consecutio temporum aneignen, als daß er in

jedem einzelnen Fall rasch und fehlerlos die verlangte Zeit brauchen wird. Ist dem aber so, so bezieht sich natürlich alles, was über den Nutzen des Sprachstudiums gesagt wird, nur auf die Apperzeptionsmethode; wie wenig die Assoziationsmethode geistig fördert, lehren die Kellner der großen internationalen Hotels, — sie sprechen fließend verschiedene Sprachen, die sie sich vermittelst der Assoziation angeeignet haben. — Nun haben wir aber gesehen, daß der Mensch seine Muttersprache auf dem Wege der Assoziation erlernt — die Apperzeptionsmethode ist hier kaum anwendbar, da die Sprache in einem Alter erlernt wird, wo der Geist noch wenig fähig ist, etwas auf dem Wege der Apperzeption aufzunehmen. Ferner haben wir gesehen, daß die modernen fremden Sprachen, auf die die Apperzeptionsmethode an sich durchaus anwendbar ist, sich dennoch immer mehr der Assoziationsmethode zuwenden und mit der Zeit ihr vollständig zufallen werden. Diese Bewegung können wir auf keine Weise aufhalten, da es der Hauptzweck beim Erlernen der neuen Sprachen ist, sie fließend sprechen oder wenigstens lesen zu können, was unzweifelhaft schneller und müheloser mit Hilfe der Assoziationsmethode erreicht wird. Somit bezieht sich alles, was uns über den erziehlichen Nutzen des Sprachstudiums gesagt wird, auf das Studium der alten Sprachen.

Bevor wir weitergehen, wollen wir feststellen, was wir bisher bewiesen haben. Bewiesen ist der erzieherische Wert der alten Sprachen im allgemeinen; nicht bewiesen ist, daß dies gerade die griechische und lateinische Sprache sein müssen; nicht bewiesen ist ferner, daß sie es beide sein müssen und nicht nur eine von beiden. Doch braucht dem ersteren Einwurf keine Bedeutung beigemessen zu werden, obgleich man ihn leider häufig zu hören bekommt; wer zur Einführung in die Gymnasien an Stelle der griechischen und lateinischen Sprache die althebräische oder das Sanskrit empfiehlt, beweist dadurch, erstens, daß er von keiner dieser Sprachen auch nur eine Ahnung hat, und zweitens — die Schwäche solcher Surrogate besteht ja gerade darin, daß jedes von ihnen nur von einem Standpunkt leidlich geeignet erscheint, die alten Sprachen zu ersetzen; wenn wir demnach alle Surrogate summieren, um in allen Punkten ein Äquivalent zu schaffen, so wird diese Summe sich als viel anstrengender erweisen im Vergleich zu den alten Sprachen und dabei noch, anstatt eines harmonischen Ganzen, ein ungeordnetes Chaos zerrissener, einander nicht ergänzender Kenntnisse vermitteln. — Der zweite Einwurf, daß bis jetzt die Notwendigkeit des Erlernens beider Sprachen nicht bewiesen sei, ist richtig.

Jetzt wollen wir weitergehen. Selbstverständlich müssen diejenigen Sprachen für das Erlernen mit Hilfe der Apperzeptionsmethode die gewinnbringendsten und dankbarsten sein, die

1. gemäß ihrem ganzen Organismus dem Geist am meisten Nahrung bieten, und

2. gemäß ihren psychologischen Eigenschaften eine möglichst wünschenswerte Ergänzung der Muttersprache bilden.

Mit dem zweiten Punkt wollen wir beginnen . . .

Ich wiederhole es, meine Herren, ich habe Sie darauf hingewiesen: der Physiologie entspricht auf geistigem Gebiet die Psychologie, der organischen Chemie aber die von mir so genannte psychologische Wissenschaftskunde; mit Hilfe dieser beiden Wissenschaften werden wir einst imstande sein, das, was ich unpoetisch, aber richtig, die geistige Verdauung genannt habe, zu analysieren. Von der Anwendung der Psychologie habe ich Ihnen oben ein Beispiel gegeben, als ich von der Assoziation und Apperzeption sprach; jetzt muß ich Ihnen noch ein Beispiel für die psychologische Wissenschaftskunde in Beziehung auf die Linguistik geben. Wir unterscheiden in den Sprachen zwei Arten von Elementen: erstens, Elemente, die das sinnlich Wahrnehmbare, zweitens, solche, die das Resultat von Reflexionen ausdrücken. Jene werden sensualistische, diese intellektualistische Elemente genannt; diese Unterscheidung findet, wie Sie leicht sehen, Berührungspunkte im Unterschied zwischen konkreten und abstrakten Elementen, doch fällt sie nicht mit ihm zusammen. Je nachdem, welches dieser Elemente in einer Sprache vorherrscht, teilen wir die Sprachen in Gruppen ein, d. h. wir bezeichnen einige Sprachen als vorwiegend sensualistisch, andere als vorwiegend intellektualistisch.

Wenn man nun von diesem Gesichtspunkt aus eine Tabelle von uns nahestehenden Sprachen in Form einer Progression zusammenstellen wollte, deren erstes Glied die am meisten intellektualistische und am wenigsten sensualistische und deren letztes — die am wenigsten intellektualistische und am meisten sensualistische Sprache bildete, so würden wir an den beiden Endpunkten finden — dort die lateinische, hier die russische Sprache. Besonders scharf würde sich der Unterschied im System der Flektionen zeigen. Tatsächlich spricht sich am klarsten der sensualistische Charakter einer Sprache in der sogenannten Zeitart[1]) aus, die den unmittelbaren Eindruck, der uns durch die Sinne vermittelt wird, wiedergibt; im Gegensatz dazu würden den intellektualistischen Charakter einer Sprache einerseits die Tempora, andererseits die Modi zum Ausdruck bringen. Das Gedächtnis bewahrt die Bider der Geschehnise in richtiger historischer Perspektive, indem es dieselben nicht auf einen allgemeinen, sondern auf verschiedene Gründe projiziert, ihrer Auf-

[1]) Die Zeitart ist dem russischen Verbum eigentümlich, das dauernde, vollendete, wiederholte und einmalige Handlung unterscheidet.

einanderfolge entsprechend; die Reflexion schafft eben solche, wenn ich mich so ausdrücken kann, Kulissen auch für die in der Zukunft zu erwartenden Ereignisse. Erinnern Sie sich daran, wie Sie einen Satz, wie den folgenden, ins Lateinische zu übersetzen hatten: „Wenn du zu mir kommen wirst[2]), werden wir spazieren gehen." „Du wirst kommen" heißt auf Lateinisch ‚venies', man fühlt sich versucht „cum ad me venies, ambulabimus" zu übersetzen, was aber falsch wäre. Das Kommen geht dem Spaziergang voraus, es sind zwei verschiedene Gründe in der Zukunft; wir müssen das Futurum exactum wählen und sagen: „cum ad me veneris, ambulabimus". Diese Unterscheidung ist eine Frucht der Reflexion; die russische Sprache drückt sie nicht aus, indem sie mit mangelhafter Gedankenperspektive alle Abstufungen der Zeitfolge auf dem allgemeinen Hintergrund der Zukunft zusammenfließen läßt, die lateinische Sprache dagegen hat hiefür einen Ausdruck und verlangt von Ihnen, daß Sie bei ihrem Gebrauch die Reflexion zu Rate ziehen. So pflegen ja auch in unsrer nordischen Nebellandschaft die verschiedenen optischen Gründe zu einem allgemeinen Grau der Entfernung zusammenzufließen, — im Gegensatz zur Konturenschärfe der südlichen Landschaften mit ihrer Sonnenglut und Klarheit. — Noch bemerkenswerter sind in dieser Beziehung die Modi. Sie stammen aus derselben Reflexion, die sich nicht mit der Feststellung der (nackten) Wirklichkeit, wie sie uns durch unsere Sinne übermittelt wird, begnügt, sondern gewissenhaft die verschiedenen Verhältnisse der gegebenen Handlung zur Wirklichkeit unterscheidet, angefangen mit ihrer völligen Übereinstimmung, fortfahrend mit der Erwartung, sodann der bloßen Möglichkeit, und mit der Unwirklichkeit schließend. Die Tempora und Modi sind in den alten Sprachen besonders entwickelt, die Tempora hauptsächlich in der lateinischen, die Modi in der griechischen — die Zeitarten dagegen sind, besonders in der lateinischen Sprache, schwach entwickelt. Im Gegensatz dazu sind in der russischen Sprache die Tempora kaum angedeutet, die Modi fehlen ganz — doch die Zeitarten sind zu einer Entwicklung gediehen, wie in keiner anderen Sprache. Die alten Sprachen sind also hauptsächlich intellektualistisch; und diese ihre Eigenschaft macht, daß sie die erwünschten Ergänzung zu der hauptsächlich sensualistischen russischen Sprache bilden.

Hier ist es von besonderem Interesse, daß unsere Gegner, nachdem sie eine Vorstellung von dem dargelegten Unterschied bekommen haben, ihn zu ihrem Vorteil ausnutzen: „Die latei-

[2]) Das ist freilich russisch gedacht; die deutsche Sprache verlangt bekanntlich ‚kommst'.

nische Sprache bildet ihrem ganzen Bau nach einen schroffen Gegensatz zur russischen; folglich brauchen die Russen sie nicht." Die Haltlosigkeit dieses Trugschlusses wird uns, bei Übertragung desselben auf ein materielleres Gebiet, sofort klar. Stellen Sie sich vor, daß ein Nationalökonom zu folgender Überlegung käme: „Rußland ist ein hauptsächlich Ackerbau treibendes Land; daher ist es unnötig, Industrieerzeugnisse einzuführen, es muß nur Getreide eingeführt werden. England dagegen ist ein Industriestaat; daher benötigt es der Einfuhr von Industrieerzeugnissen, Getreide braucht es nicht." Im vorliegenden Falle kommt übrigens die Geschichte der Theorie zu Hilfe und bestätigt ihren Schluß: In allen Sprachen hat die lateinische die Rolle der Erzieherin gespielt, mit deren Hilfe sie intellektualisiert wurden; übrigens folgte auf diese erste noch eine zweite Lehrzeit, die ihnen die künstlerische Vollendung gebracht hat. Die Schöpfer der deutschen Kunstprosa waren Wieland und Lessing, der französischen — wohl Balzac der Ältere, der italienischen — Boccaccio; alle drei haben ganz bewußt lateinischen Mustern, besonders Cicero, nachgeahmt.

Wir wollen nun zur ersten Seite des uns interessierenden Punktes übergehen. Ich behaupte, daß die alten Sprachen deshalb für das apperzeptive Erlernen als die fruchtbarsten und dankbarsten gelten müssen, weil sie (nach ihrem Organismus) dem Geist am meisten Nahrung bieten.

Um dies zu beweisen, müssen wir uns etwas aufmerksamer „die unfruchtbare Wüste der alten Sprachen", wie unsere Gegner sie nennen, ansehen. Wir wollen mit dem Anfang anfangen. Gleich in der ersten Stunde freut sich der Schüler, daß das Lesen ihm keine Schwierigkeiten bereitet, da fast vollständig ebenso ausgesprochen wie geschrieben wird. In keiner modernen Sprache ist diese Übereinstimmung so vollkommen: schon von diesem einen Gesichtspunkt aus verdient es die lateinische Sprache, die erste fremde Sprache zu sein, die einem Knaben gelehrt wird. Es ist doch viel natürlicher, meine ich, das Wort *est* anfangs auch *e-s-t* auszusprechen und erst nachher, beim Studium der französischen Sprache, sich die spätere abgeschliffene Aussprache ‚*eh*' zu merken, — als von Anfang an zu lehren, daß ein und dasselbe Wort ‚*eh*' ausgesprochen, aber aus Gründen, die dem Schüler unverständlich sind, *est* geschrieben wird.

Bevor wir jetzt weitergehen, wollen wir uns die Frage vorlegen, welchen Nutzen uns die Klarheit der lateinischen Sprache gebracht hat, wie sie sich in der Übereinstimmung der Aussprache mit der Schrift zeigt. Etwa den, daß auf das Erlernen der Aussprache keine Mühe verwandt zu werden brauchte? Nein. Ich habe die Absicht, mit Ihnen in einer der nächsten Vorlesungen über die heute modern gewordene Frage der ‚Erleich-

terung' der Schularbeit zu reden und Sie auf die ernsten Gefahren sozialen Charakters — ja, meine Herren, sozialen Charakters — hinzuweisen, die diese Erleichterung mit sich bringt. Doch ist die Arbeit in der Schule von zwiefacher Art — es gibt eine bildende und eine nichtbildende Arbeit. Unter bildender Arbeit verstehe ich eine solche, die Sie zwingt, Ihre Einsicht zu gebrauchen, indem Sie einen einzelnen Fall unter eine Regel zu bringen suchen; zugleich ist eine solche Arbeit auch von sittlichem Wert, denn sie lehrt Sie, die Macht des Gesetzes und nicht der Willkür über sich zu fühlen, und nichts auf Treu und Glauben, ohne hinreichende Begründung anzunehmen. Erinnern Sie sich an die Mühe, die Ihnen das Erlernen der französischen Rechtschreibung durch ihre Abweichung von der Aussprache gemacht hat; kann man wohl diese Arbeit bildend und sittlich nennen? Warum wird ein Wort, das ‚*eh*' ausgesprochen wird, bald *et*, bald *est*, bald *ait* usw. geschrieben? Aus welchem Grunde birgt das Wort *doigt* ‚der Finger' den nicht ausgesprochenen und unnützen Buchstaben *g*? Warum haben *honneur*, *labeur* kein *e* im Auslaut, während *demeure*, *heure* es haben? Auf all dieses fehlt die Antwort; die einzig hinreichende Begründung, die der Schüler hat, ist „so hat es der Lehrer gesagt", oder „so steht es im Lehrbuch". Natürlich hat all dieses einen wirklich zureichenden Grund — nur liegt dieser Grund, meine Herren, in der lateinischen Sprache: die Rechtschreibung der Worte *et*, *est* und *ait* ist dem durchaus verständlich, der da weiß, daß sie von den lateinischen Worten *et*, *est*, *habeat* herstammen; der überflüssige Konsonant *g* in *doigt* wird den nicht verwirren, der da weiß, daß *doigt* von *digitus* hergeleitet ist; in der Rechtschreibung der Worte auf *eur(e)* wird sich derjenige nicht versehen, der da weiß, daß im Lateinischen der Stamm der Worte der ersten Kategorie konsonantisch *(honor, labor)*, der der zweiten vokalisch *(hora, mora)* auslautet. Dies ist alles Tatsache, und ich hatte durchaus nicht die Absicht, mit dem Gesagten die französische Sprache herabzusetzen. Aber wir haben doch einen Schüler im Auge, der französisch lernt, ohne lateinisch zu können; der fühlt natürlich kein Gesetz, unter dem er steht, sondern nur Willkür. Und mir tut es leid um jede Stunde, die in solchem Lernen vergeudet wird: weder entwickelt es, noch befreit es den Geist, sondern es vergewaltigt ihn im Gegenteil und erstickt das dem Menschen innewohnende Streben, für jeden Fall ein Gesetz und einen vernünftigen Grund zu suchen. Und deshalb eben rechne ich es der lateinischen — und gleicherweise griechischen — Sprache zum hohen Verdienst an, daß sie gleich von der ersten Stunde an den Schüler von dieser Frohnarbeit befreit.

Dieselbe Klarheit im Bau, welche die für den Verstand so

wichtige Kausalität festzustellen erleichtert, finden wir auch fernerhin, beginnend mit der Etymologie. Die fünf Deklinationen werden durchgenommen; warum sind es gerade fünf? Ich lasse den Schüler in allen fünfen den Genetivus Pluralis bilden: mensarum, hortorum, turrium, statuum, dierum; hierauf die Ablative Singularis: mensa, horto, turri, statu, die — überall dieselben Vokale, und zwar hat jede Deklination ihren aparten. Jetzt ist es klar, warum die lateinische Sprache fünf Deklinationen hat: weil sie fünf Vokale hat. Doch gibt es außer den Vokalen auch Konsonanten; in der Tat haben wir die Genetiva regum, capitum, dolorum; es erweist sich, daß diese Wörter ebenso, wie die auf *i* dekliniert werden, und beide zusammen die sog. dritte Deklination bilden. Nun ist es ihm verständlich, warum in der dritten Deklination einige Worte in bestimmtem Kasus *i*, *ium*, *ia* haben, andere dagegen *e*, *um*, *a*. — Die natürliche Frage ist darauf: „Wie ist das aber bei uns?" Und der Lehrer wird sagen: auch bei uns ist es eigentlich ebenso; nur bemerken Sie es nicht, weil die Endungen bei uns verwischt sind. Wenn Sie Kirchenslavisch lernen, werden Sie sehen, daß auch bei uns die Deklinationen vom Schlußvokal des Stammes abhängen, daß auch wir Stämme auf *a*, *o*, *i* und *u* (nur nicht auf *e*) haben, und daß auch bei uns die konsonantisch auslautenden Stämme sich zum Teil mit den Stämmen auf *i* vereinigt haben.

Im System der Konjugationen haben wir dieselbe Erscheinung: amare, docere, statuere, finire; die Konsonanten haben sich den Stämmen auf u angeschlossen: regere, scribere werden ebenso konjugiert wie statuere. Warum gibt es aber keine Stämme auf o? Weil sie neben den Stämmen auf a unnötig sind: das Verbum firmare ist für firmus und für firma gemeinsam. — Dies alles ist keine wissenschaftlich-historische, sondern nur eine durchgeistigte Schulgrammatik; diese Durchgeistigung gibt dem Schüler die Überzeugung, daß in der Sprache Gesetzmäßigkeit und nicht Willkür herrscht, und daß jede Erscheinung in der Sprache vernunftgemäß begründet ist. Versuchen Sie doch dieselben Resultate mit dem System der deutschen Deklinationen zu erreichen, der ‚starken', ‚schwachen' und ‚gemischten' oder dem System der französischen Konjugationen, mit seinen nicht weniger sinnlosen und willkürlichen Endungen auf *er*, *ir*, *oir* und *re*! Um auch nur einigen Sinn in die französische Konjugation zu bringen, muß ich ja doch wieder die Hilfe der lateinischen Sprache in Anspruch nehmen und die französischen Zeitwörter aimer, finir, devoir und vendre auf ihre lateinischen Grundformen amare, finire, debere und vendere zurückführen! Nicht ohne Grund hat ein hervorragender Kenner der französischen Sprache und Literatur, Vinet, gesagt: le latin c'est la raison du français; damit hat er zugegeben, daß die fran-

zösische Sprache für sich allein keine Raison hat, und als Sprache dem Geist keine Nahrung bieten kann. Darum ist es auch doppelt gut, daß die französische, wie überhaupt die neueren Sprachen vermittelst der Assoziation erlernt werden, und nur die, welche es ihrem ganzen Organismus nach wert sind, vermittelst der Apperzeption.

Aber die Ausnahmen? werden Sie fragen. Ja, freilich; läge es in unserer Macht, würden wir die lateinische Sprache schon so aufbauen, daß sie keine Ausnahmen hätte; da dies aber nicht in unserer Macht liegt, so wollen wir uns wenigstens darüber freuen, daß dieser Ausnahmen so wenige sind. Wenn Ihnen diese Behauptung nicht glaubhaft vorkommt, so bitte ich Sie neben die schwierigste lateinische Deklination die allerleichteste russische zu setzen, die der Feminina auf a, und zu bedenken, daß die äußerst zahlreiche Kategorie der zweisilbigen Oxytona hier nach dem Akzentwandel in drei verschieden deklinierte Typen zerfallen; oder auch die gleichfalls unschwierige Deklination der o-stämmigen Masculina, deren Einsilbler nach dem Akzentwandel gar in vier grundverschiedene Typen eingeteilt werden. Wenn Sie nun, wie das bei apperzeptiver Aneignung unvermeidlich ist, je einen dieser drei oder vier Typen für die ‚Regel' ausgeben — so werden Sie sehen, welch unendliche Reihe von Ausnahmen sich Ihnen darnach ergeben. Vergegenwärtigen wir uns ferner die Geschlechtsbestimmung der französischen und deutschen Substantiva — und wir werden gerne zugeben, daß es in der lateinischen Sprache verhältnismäßig wenig Ausnahmen gibt.

Aber dennoch sind sie vorhanden, und soweit sie vorhanden sind, erschweren sie das Erlernen der Sprache nach der Apperceptionsmethode; wie stellt sich nun die klassische Schule zu ihnen? Als eine ernste Schule fordert sie von ihren Zöglingen geistige Arbeit — aber nur insoweit, als diese Arbeit bildend und fruchtbringend ist; da sie das Einprägen der Ausnahmen mit Rücksicht auf ihre ferneren Ziele für unerläßlich hält, nicht aber für fruchtbringend, so hat sie es, soweit möglich, erleichtert. Das Buch des berühmten Nationalökonomen Bücher „Arbeit und Rhythmus", in dem der Verfasser die nationalökonomische Bedeutung des Rhythmus entwickelt, als eines Mittels zur Erleichterung der Arbeit, und im ursprünglich sinnlosen und nur rhythmischen Arbeitsliedchen eine der Hauptwurzeln (er sagt sogar: die einzige Wurzel) der Poesie erkennt — dies Buch war in jener Epoche, die ich meine, noch nicht geschrieben; dennoch war man sich der Tatsache, die Bücher zuerst aufs sorgfältigste durchforscht hat, schon damals bewußt. Ferner sah die Schule ein, daß sie es nicht mit Erwachsenen, sondern mit 9—10jährigen Knaben zu tun hat, denen das Auswendiglernen von sinnlosen, aber rhythmischen Anhäufungen

von Worten ein physisches Bedürfnis ist: man braucht sich nur klar zu machen, daß dies ja das Alter ist, in dem die Kinder bei ihren Spielen das ‚Abzählen', wie sie es nennen, so lieben, wobei sie sich irgend eines Wortgeklingels bedienen, das, jeden Sinnes bar, in rhythmischer Form gehalten ist. Die klassische Schule stützte sich auf diese Tatsachen — 1) die dem Rhythmus eigentümliche erleichternde, mnemonische Kraft und 2) die Neigung der Kinder, rhythmische Anhäufungen von Worten auswendig zu lernen — und fand so einen Ausweg aus der schwierigen Lage, in die das Vorhandensein der Ausnahmen sie gebracht hatte: Im Bestreben, ihren Zöglingen das Auswendiglernen derselben möglichst zu erleichtern, hat sie jene berühmten Versregeln zusammengestellt, die unsere Gegner uns beständig zum Vorwurf machen. Später haben sich die Ziele des Unterrichts geändert, so daß es möglich wurde, die Versregeln bedeutend zu kürzen; aber in dieser verkürzten Form bilden sie noch immer das beste Mittel zur Aneignung des erforderlichen Materials. Ich habe mich ihrer auch selbst bedient, als ich Lehrer in der untersten Klasse war: ich erinnere mich, wie die possierliche Zusammenstellung der sonderbaren Wörter und die spaßigen Reime bei meinen Schülern ein gesundes Kinderlachen hervorriefen, besonders als ich sie am Schluß der Stunde im Chor die Versregeln wiederholen ließ; und da ich eine gesunde Fröhlichkeit für ein äußerst nützliches ‚Vehikel' (wie es die Ärzte nennen) beim Unterricht in den unteren Klassen halte, so wurde der Schluß der Stunde stets zu einer Art fröhlichem Spiel; und hätte es dem Schularzt nach solchen Stunden beliebt, mit seinem Zirkel die Nervenabspannung bei meinen Knaben zu messen, so wäre er, denke ich, zufrieden gewesen.

Dies wäre also die lateinische Etymologie; ich will nun noch einige Worte über die griechische hinzufügen. Sie vollendet das linguistische Gebäude, indem sie ihm einen wichtigen Teil — die Phonetik — hinzufügt. Nur die griechische Sprache bietet eine genügend entwickelte Lautlehre; nur im Griechischen ist es möglich, so wichtige linguistische Erscheinungen, wie die Kontraktion der Vokale, die Assimilation der Konsonanten kennen zu lernen, wodurch der Organismus der Sprache noch durchsichtiger und verständlicher wird. Einen wirklichen Triumph dieser Durchsichtigkeit stellt das System der Konjugationen dar, das nur in der griechischen Sprache synthetisch behandelt werden kann. Ich biete dem Schüler keine Formen, sondern die Elemente, aus denen sie bestehen: Ich sage ihm, daß der Stamm überhaupt unverändert bleibt, daß ihm aber verschiedene Anhängsel hinzugefügt werden, welche die Zeit (der sog. ‚Tempuscharakter'), den Modus (der sog. ‚Bindevokal'), die Person und Zahl (die ‚Endung') ausdrücken; ich lehre ihn den Gebrauch

dieser Elemente, mache ihn darauf aufmerksam, daß, falls die Handlung in der Vergangenheit liegt, dies durch das Vorsetzen des sog. Augments, die Vollendung aber durch die Reduplikation ausgedrückt wird — und ein aufmerksamer Schüler wird nur noch selten meine Hilfe brauchen, um selbst das ganze Konjugationssystem zu bilden. Und selbstverständlich ist nicht nur die griechische Sprache ihm auf diese Weise verständlich geworden — dies Zerlegen der Formen in ihre Elemente macht ihm zugleich auch den Bau jeder Sprache, den Bau der Sprache überhaupt leuchtend klar. Von diesem Gesichtspunkt aus läßt sich sagen, daß die lateinische Sprache dem Schüler die Anatomie, die griechische aber — die Chemie der Sprache überhaupt erschlossen hat; beide zusammengenommen klären ihn über den Ursprung und die Bildung der Sprache auf, die nun schon nicht mehr als eine Anhäufung rein konventioneller und willkürlicher Regeln erscheinen wird, sondern als eine gesetzmäßige und in ihrer Gesetzmäßigkeit majestätische Naturerscheinung. Von der Wichtigkeit aber eines solchen Standpunktes kann sich jeder leicht überzeugen. Denken wir daran, daß die Sprache — eben die Natur ist, die uns überall und jederzeit umgibt; indem wir nun dem Schüler die Gesetzmäßigkeit dieser Natur klarmachen, ihn auf diesem Gebiete Beobachtungen anstellen lehren, entfachen wir in ihm den Geist der Wissenschaftlichkeit, der den Menschen zu jeder wissenschaftlichen Arbeit fähig macht. Ich kann bei diesem Gedanken nicht länger verweilen; ich verweise Sie indessen auf die „Einleitung in die Philosophie“ von Fr. Paulsen, der da beweist, daß sogar die Evolutionstheorie, mit welcher die Naturwissenschaft in unserer Zeit sich so brüstet, anfangs von W. Humboldt für das lateinisch-romanische Sprachgebiet aufgestellt und erst später auf die Erscheinungen der materiellen Natur übertragen worden ist. Ich füge hinzu, daß dieses Buch nicht warm genug denjenigen empfohlen werden kann, welche die falsche Meinung hegen, daß die Methode der wissenschaftlichen Forschung mit dem Material derselben unlöslich verbunden ist; übrigens ist die Unrichtigkeit dieser Meinung allen denen klar, die sich mit der Geschichte einer Wissenschaft beschäftigt oder selbst wissenschaftlich gearbeitet haben.

Doch genug für heute. Das Gebiet, mit dessen Bedeutung ich Sie vertraut machen konnte, nimmt nicht nur in der Antike überhaupt, d. h. im System der Altertumswissenschaften, einen geringen Platz ein, sondern auch in ihrem der Schule zugänglichen Bestandteil. Doch ist dies einerseits das erste Gebiet, mit dem jemand, der das Reich der Antike betritt, zu tun hat; darum stießen wir hier auch auf eine solche Menge prinzipieller Fragen, die es auf irgend eine Art zu klären galt. Andererseits ist dies aber auch das bei vielen verhaßteste Gebiet: alle Gegner

der klassischen Bildung machen uns hauptsächlich die Grammatik der beiden alten Sprachen zum Vorwurf, diese „unfruchtbare Wüste", wie sie sie bezeichnen. Ich habe mich bemüht, Ihnen zu zeigen, daß diese angebliche Wüste auch ihre Früchte zeitigt, und dabei Früchte, die, wenn auch nicht immer süß, so doch gesund sind in geistiger und sittlicher Beziehung. Damit will ich heute schließen; ich gedenke in den nächsten Vorlesungen das Tempo ein wenig zu beschleunigen — das ist ohne Schaden für die Sache möglich, da sie auch äußerlich anziehenderen Teilen der Antike geweiht sein werden.

DRITTE VORLESUNG.

Bevor ich meine dritte Vorlesung über den Bildungswert der Antike beginne, halte ich es für richtig, Ihnen mit wenigen Worten den Inhalt der beiden ersten, die Sie vor zwei Wochen gehört haben, ins Gedächtnis zurückzurufen. Wir haben vor allen Dingen gesehen, daß das feindliche Verhalten eines großen Teiles der Gesellschaft zur Antike für uns nicht von entscheidender Bedeutung sein kann, da dies bewußte, ungünstige Urteil, eine Frucht der Verirrung und des Betruges, ganz geringwertig ist im Vergleich mit dem unbewußten, günstigen Urteil derselben Gesellschaft die nun schon 15 bis 20 Jahrhunderte die klassische Bildung gewahrt hat — das ‚große Ich' ist wichtiger, als das ‚kleine'. Wir haben ferner gesehen, daß dieser Bildungswert anerkannt werden muß auf Grund von Erfahrungstatsachen, unabhängig davon, ob es uns gelingen wird, die Frage, worin er besteht, befriedigend zu beantworten — ganz ebenso, wie der Nährwert des Brotes auf Grund gleichartiger Erfahrungstatsachen viel früher anerkannt war, als die Physiologie der Verdauung und die organische Chemie ihn uns analytisch bewiesen haben. Nachdem wir dann noch kurz einige andere prinzipielle Fragen erwogen hatten, kamen wir auf unser Thema, d. h. die Beantwortung der Frage nach dem Bildungswert der Antike. Hierauf stellten wir fest, daß es drei Elemente der klassischen Bildung in den Gymnasien gibt — und zwar das System der beiden alten Sprachen, ausgewählte Stellen der besten Erzeugnisse der alten Literatur und das Kennenlernen verschiedener Seiten der Antike durch das Studium der alten Geschichte usw. — und sahen uns das erste dieser Elemente, das System der alten Sprachen mit seinen drei Bestandteilen, der Etymologie, Semasiologie und Syntax, genauer an. Ich bemühte mich, Ihnen zu beweisen, daß der Bildungswert der alten Sprachen als solcher für uns vor allem darin besteht, daß sie nach der Apperzeptions- (und nicht Assoziations-)Methode erlernt werden, die auf die alten Sprachen anwendbar, auf die modernen dagegen nicht anwendbar ist; ferner darin, daß die psychologischen Eigenschaften der alten Sprachen, d. h. ihr intellektualistischer Charakter, sie als wünschenswerteste

Ergänzung der russischen, hauptsächlich sensualistischen Sprache, erscheinen läßt; schließlich darin, daß sie in ihrem Organismus dem Geist am meisten Nahrung bieten. Diesen, wenn ich mich so ausdrücken darf, Nährwert der alten Sprachen haben wir zuerst für die Etymologie festgestellt; wir haben gesehen, daß die beiden Sprachen beinahe vollkommen des unverdaulichen und nur das Gedächtnis beschwerenden Beiwerks entbehren, das eine der Aussprache nicht entsprechende Rechtschreibung bedingt; daß die lateinische Etymologie, dank ihrer verhältnismäßigen Durchsichtigkeit, dem Schüler die Anatomie der Sprache überhaupt klar macht, indem sie ihn die Sprache als eine gesetzmäßige Naturerscheinung betrachten lehrt — während die den Verstand der Kinder verwirrenden ‚Ausnahmen' in der lateinischen Etymologie verhältnismäßig selten sind, und das Einprägen derselben aufs äußerste erleichtert werden kann; daß gleicherweise die griechische Etymologie, dank ihrer noch größeren Klarheit, die Sprache in ihre einfachsten Bestandteile zu zerlegen gestattet — was ich linguistische Chemie genannt habe. Hier sind wir stehen geblieben; die Charakteristik der beiden anderen Teile des Systems der alten Sprachen, der Semasiologie und der Syntax, mußte aus Zeitmangel auf die folgende, d. h. heutige Vorlesung verschoben werden.

Aber, meine Herren, bevor ich mich zu dieser Aufgabe wende, halte ich es für passend, Ihnen einige Erwägungen mitzuteilen, die das Verhalten einiger meiner Hörer zu meinen ersten Vorlesungen hervorgerufen hat. Meine Aufgabe bestand und besteht in der Charakteristik der Antike in ihrem Bildungswert — eben in der Charakteristik und nicht in der Verteidigung: ein apologetisches Element wollte ich meinerseits nicht hineintragen. Dieses ergab und ergibt sich von selbst auf Grund natürlicher Bedingungen: wo irgend eine öffentliche Erscheinung ungerecht angegriffen wird, muß unwillkürlich jede richtige Charakteristik derselben das Ansehen einer Apologie gewinnen. Hieraus folgt eine weitere Unbequemlichkeit: der Beleidiger ist geneigt, jeden gegen seine Beleidigung erhobenen Protest — als eine ihm zugefügte Beleidigung zu betrachten. Ein reales Beispiel: Ein Naturwissenschafter sagt, daß die Antike zu nichts gut ist; ich widerspreche ihm und beweise, daß die Antike doch zu mancherlei gut ist. Also, sagt mein Gegner, sind Ihrer Meinung nach die Naturwissenschaften zu nichts gut? Nein, mein Herr Naturwissenschafter, dies ist durchaus nicht meine Meinung, ganz im Gegenteil: der Unterschied zwischen uns besteht ja gerade darin, daß ich Ihre Wissenschaft verstehe und achte, während Sie offenbar nicht imstande sind, die meinige zu achten, d. h. zu verstehen. Ich wiederhole, daß ich in meinen Vorlesungen nur mein Fach zu charakterisieren bemüht bin. Hin und wieder verteidige ich

es und mich notgedrungen, doch habe ich niemals auch nur irgend jemand angegriffen. Ich will mich klarer ausdrücken: weder habe ich die Absicht gehabt, jemanden zu beleidigen — noch habe ich jemanden beleidigt; dies bin ich zu sagen berechtigt, da jedes Wort meiner Vorlesungen gerade von diesem Gesichtspunkt aus bedacht war. Wenn sich aber dennoch jemand gekränkt fühlt, so erlaube ich mir, ihm zu bemerken, daß dies Gekränktsein — eine Folge seiner unrichtigen Interpretation meiner Worte ist, an der ich unschuldig bin. Eine solche falsche Interpretation vorauszusehen, lag nicht in meiner Macht — es gibt, wie gesagt, nur einen Weg der Wahrheit, Irrwege dagegen in großer Menge. — Und nun kehre ich zum Thema zurück.

Den Bildungswert der Etymologie der beiden Sprachen haben wir in der vorigen Vorlesung besprochen — natürlich nur sehr flüchtig, doch gestattet uns der Mangel an Zeit nicht, über skizzenhafte Konturen hinauszugehen; jetzt ist die Semasiologie an der Reihe, die sich im Gymnasium auf die Aneignung von ‚Vokabeln' in beiden Sprachen beschränkt. Diese Aneignung zieht sich durch den ganzen Kursus des Gymnasiums hin, da sie die Lektüre jedes Autors begleitet. Es fragt sich, was sie für einen Nutzen bringt? Ich antworte: einen großen und verschiedenartigen Nutzen; doch da ich hier nur die allgemein bildende Bedeutung der alten Sprachen im Auge habe, so will ich nicht davon sprechen, wie nützlich die Kenntnis ihres Wortschatzes ist, um den lateinischen und griechischen Wörtern, die bis heute in den modernen Sprachen fortleben, mit Verständnis gegenüberzustehen, besonders in der wissenschaftlichen Terminologie; ebenso wenig von der Nützlichkeit dieser Kenntnis für ein leichteres und vernunftgemäßes Erlernen der romanischen Sprachen, besonders der französischen. Und eben diese allgemeinbildende Bedeutung wird am meisten bestritten. Welchen Nutzen habe ich davon, wird gesagt, daß ich den Hund auf Lateinisch *canis*, und auf Griechisch *κύων* nennen kann? Wird etwa meine Vorstellung vom Hunde dadurch auch nur im geringsten erweitert? — Wenn ich solche Erwägungen höre — und ich habe sie oft zu hören bekommen — habe ich dasselbe Gefühl, wie ein Chemiker, dem man unter den Elementen das Wasser nennt, oder ein Astronom, dem man von der Umdrehung der Sonne um die Erde spricht: es weht mich an wie alte Moderluft, ich komme zur Überzeugung, daß die ganze neueste Entwickelung der linguistischen Wissenschaft am Redner spurlos vorübergegangen ist. Schon W. Humboldt hat mit vollem Recht gesagt: „Die Sprache ist durchaus kein bloßes Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltanschauung des Redenden"; und demselben Gedanken hat bei uns Fürst Wjàzemski in seinen Versen Ausdruck verliehen:

Die Sprache ist des Volks Bekenntnis:
Sie kündet uns seine Natur,
Seine Seele und heimatliche Art.

Nehmen wir als Beispiel das Wort, das die Menschen einander bei der Trennung sagen: *χαῖρε*, *vale*, *adieu*, *farewell*, *leb wohl* — hier hat jede einzelne Sprache ihre eigne Vorstellung, in jeder steckt ein Stückchen Volksbekenntnis. Aber, wird man mir entgegnen, inwieweit sind denn die alten Sprachen hier bevorzugt? Ich antworte: erstens darin, daß sie nach der Apperzeptionsmethode erlernt werden, wie oben ausgeführt ist, so daß der semasiologische Unterschied hier zum Bewußtsein gelangt, während er in den modernen Sprachen, die nach der Assoziationsmethode erlernt werden, nicht zum Bewußtsein gelangt. Ein französisch sprechender Russe wird sich ebenso wenig Gedanken machen über das unzählige Male wiederholte ‚Adieu', wie über sein russisches ‚Proščàj'; dagegen wird er im Griechischen unbedingt lernen: *χαῖρε* — eigentlich ‚freue dich', sodann ‚leb wohl', im Lateinischen: vale — eigentlich ‚sei gesund', dann ‚leb wohl' — und nun wird er wenigstens einen leichten Hauch des lebensfreudigen Geistes Griechenlands verspüren und des nüchternen, gesunden Geistes Roms; und ganz von selbst, als eine Art Prallschuß, steigt in ihm die Frage auf: „Wie steht es denn damit bei uns?" Und er wird darüber nachdenken, was das eigentlich heißt, wenn wir einander bei der Trennung ‚prosti' ‚proščàj' (verzeihe) sagen, und dies Stückchen Volksbekenntnis wird in ihm das Bewußtsein wachrufen, daß seine Muttersprache — eine wahrhaft herrliche Sprache ist, voll Gefühl und Seele.

Das ist eins, — oder richtiger, eins und zwei, da ich die Lust, fortwährend Vergleiche mit der Muttersprache anzustellen, dem Studium der antiken Semasiologie gleichfalls zum Verdienste anrechne; doch ist dies nicht alles. Der dritte Vorzug ist ihre Klarheit. Unter den Vokabeln der dritten Deklination finden wir *cor*, *cordis*, das Herz. „Ist uns," stelle ich die Frage, „schon ein Wort desselben Stammes begegnet?" Ja: *concordia*. — „Was bedeutet also *concordia* eigentlich?" — Das Beisammensein der Herzen. (Der Schüler wird natürlich sagen: „Wenn die Herzen zusammen sind", was vielleicht sogar besser ist.) — Und so ist an einem Beispiel der Ursprung abstrakter Begriffe aus konkreten erklärt; doch auf dem Fuße folgt, wie ein Prallschuß, die Frage: „Wie stets nun damit bei uns?" Und der Schüler wird sich zum erstenmal über das Wort ‚Soglàsie' seine Gedanken machen, und leicht feststellen, daß es eigentlich ‚das Beisammensein der Stimmen' bedeutet — wobei ihm auch zugleich der Gedanke aufsteigen wird, daß die lateinische Sprache im gegebenen Falle wohl mehr Gefühl und Tiefe bewiesen hat. Versuchen Sie dieselben Resultate zu erzielen mit dem französischen ‚concorde',

in welchem der Schüler das Wort ‚coeur' wohl kaum erkennen wird, oder mit dem deutschen ‚Eintracht', das er nie verstehen wird, selbst wenn ihm erklärt würde, daß ‚-tracht' von ‚tragen' herkommt.

Der vierte Vorzug besteht darin, daß die Worte des Fürsten Wjàzemski vor allem auf die alten Sprachen ihre Anwendung finden, hauptsächlich darum, weil sie — besonders die griechische Sprache — selbständig zur Entfaltung gediehen sind, ohne Beeinflussung durch andere Sprachen. Ich betone diesen Punkt: die griechische Sprache ist uns unersetzlich, gerade als eine selbständig entwickelte Sprache. Das heißt natürlich nicht, daß in ihr keine nichtgriechischen Wörter anzutreffen sind: es gibt solche, besonders phönizischen Ursprungs, doch nicht nur in geringer Anzahl, — sie beziehen sich ausschließlich auf die äußere Welt und berühren durchaus nicht ihre Seele. Auch spreche ich hier gar nicht von eigentlichen Fremdwörtern, sondern von solchen, die aus einer fremden Sprache übersetzt worden sind und also auf rein äußerliche Weise Eingang gefunden haben, ohne dem Volksgewissen ihre Entstehung zu verdanken. Sie werden leicht einsehen, daß, je größer der Prozentsatz solcher Wörter ist, desto weniger die Sprache eines Volkes als Ausdruck seines Gewissens dienen kann. Solche ‚übersetzte' Wörter gibt es also in der griechischen Sprache nicht; diesem Umstande ist es zu verdanken, daß sie, für sich allein, ein Abbild der griechischen Volksseele darstellt, sodaß wir, wäre auch die ganze griechische Literatur verloren gegangen, nur auf Grund eines griechischen Wörterbuches diese Seele wieder erstehen lassen könnten. Dagegen bieten die modernen Sprachen, auch die russische, Ihnen diese Möglichkeit nicht; speziell im Russischen sind solche ‚übersetzte' Wörter so zahlreich vorhanden, daß nicht nur wir Gebildete, sondern auch die ungebildetsten Bauern ohne sie nicht imstande wären, miteinander ‚so recht nach dem Gewissen' zu reden. Nehmen wir z. B. dasselbe Wort, das uns eben beschäftigt, das Wort ‚Gewissen'[1]), kann das Volk, können wir, ohne dasselbe auskommen? Augenscheinlich nicht. Aber dürfen wir denn sagen, daß dieses Wort — eine Frucht des russischen Volksgewissens bildet, einen Teil des Bekenntnisses des russischen Volkes? Nein, meine Herren: im russischen Volksbewußtsein sind die Wurzeln dieses Wortes nicht zu suchen. Was bedeutet ‚Gewissen'? Wir wollen es in seine Bestandteile zerlegen: ‚Ge-wissen' ist ja gleich ‚Mit-wissen' . . . mit wem? ‚Ich weiß diese Sünde mit mir' — so sagt doch kein Mensch für ‚ich bin mir dieser Sünde bewußt'. Wie ist

[1]) So wie dieses Wort (= Mit-wissen) dem deutschen Sprachschatz durch Notker Labeo als wörtliche Übersetzung des lateinischen *conscientia* zugeführt worden ist, so geht auch das entsprechende russische Wort ‚so-wiestj' auf das neutestamentliche, griechische *συνείδησις* zurück.

also dies Wort bei uns entstanden? Rein schriftmäßig durch die Übersetzung des griechischen *συνείδησις* (lateinisch *conscientia*), das im neuen Testament mehrfach zu finden ist. Aber *συνείδησις* ist ein ganz griechisches Wort und ein griechischer Begriff; im Griechischen sagt man wirklich *σύνοιδα ἐμαυτῷ κακόν τι ποιήσαντι* ‚ich weiß mit mir gemeinsam, als einem, der etwas Schlechtes getan hat'. Verstehen Sie, was das bedeutet? Das bedeutet folgendes: Du hast etwas Schlechtes getan, wobei du alle Vorsichtsmaßregeln angewendet hast, heimlich vor den Menschen und vielleicht auch vor den Göttern. Dennoch gib dich nicht dem Gedanken hin, daß du keine Zeugen deiner Tat hast. Es gibt einen, der ‚diese Tat mit dir gemeinsam weiß', und dieser eine — bist du selbst, das göttliche Prinzip deiner Seele, und von diesem Zeugen kannst du dich nicht befreien, so lange du lebst. Und — ich fahre mit Äschylos Worten fort — „und in der Nacht klopft statt des Schlafes die eingedenke Sorge an dein Herz, und gegen deinen Willen lernst du tugendhaft sein". Die Seele des Menschen ist also geteilt: Ein Teil, der irdische, besudelt sich mit der Sünde, der andere, der göttliche, wird zum strengen Zeugen und Richter des ersten; dieser zweite Teil, der ‚mit uns gemeinsam weiß', ist unser Gewissen. Da haben Sie wieder ein Stückchen Volksbekenntnis, doch ist es das Bekenntnis — des griechischen Volkes, das mit der Lehre des Äschylos und des Plato ein Ganzes bildet, aber nicht des russischen, das sich dieses Wort durch eine wörtliche, unverstandene Übersetzung aus dem Griechischen angeeignet hat. Und solche ‚übersetzte' Wörter haben wir in großer Anzahl, und man muß sie kennen, um nicht der russischen Volksseele etwas zuzuschreiben, was ihr fremd ist, Der hieraus sich ergebende Schluß ist klar; so paradox es auch klingt, so muß man doch Griechisch verstehen, um die russische Sprache verstehen zu können. Wer die Abschaffung der griechischen Sprache und auf ihre Kosten die Verstärkung der russischen verlangt, der beweist durch dieses Verlangen, daß er selbst die russische Sprache, ihre Vergangenheit, ihre Seele, nicht kennt.

Übrigens haben wir dies Resultat — die Wichtigkeit der griechischen Sprache zum Verständnis der russischen — nur so nebenbei erhalten; unser Thema lautet hier anders — die ausschließliche Bedeutung der alten Sprachen als volle und ganze Abbilder der Volksseele. Doch spricht Fürst Wjàzemski nicht nur von der Seele: „Seine Seele und heimatliche Art", lautet der letzte der von mir angeführten Verse. Sie könnten fragen, was die heimatliche Art hierbei zu schaffen hat? Ich will Ihnen auch dieses an einem Beispiel erläutern.

Ihnen allen ist das Wort *rivalis*, das auch in die französische Sprache übergegangen ist, bekannt; es bedeutet — ‚der Nebenbuhler'. Aber haben Sie darüber nachgedacht, wie diese

Bedeutung entstanden ist? Den Ursprung des Wortes kann jeder Gymnasiast, auch der unteren Klassen, angeben: *socialis* von *socius*, *rivalis* von *rivus*. Ja natürlich, doch *rivus* bedeutet ‚Bach' — auf welche Weise ist denn aber das von ihm abgeleitete *rivalis* zur Bedeutung ‚Nebenbuhler' gelangt? Auf folgende Weise. In Italien, wo Regengüsse in der heißen Jahreszeit eine Seltenheit bilden, wurde schon im Altertum ein System der künstlichen Bewässerung angewandt: das Wasser eines Flusses oder einer Quelle wurde durch einen Kanal, *rivus*, abgeleitet; an diesen Kanal schlossen sich Gräben an, die die Felder und Wiesen, welche bewässert werden sollten, durchzogen. Durch das Aufziehen der Schleuse wurde das Wasser aus dem Hauptkanal in sie hineingeleitet. Wenn die Erde genügend Feuchtigkeit aufgenommen hatte, wurde die Schleuse geschlossen — *claudite jam rivos, pueri, sat prata biberunt*, sagt bei Virgil der Hirte. Jetzt werden Sie leicht verstehen, daß dies Wasser in Zeiten der Dürre sehr hoch geschätzt wurde: bei zu reichlicher Bewässerung des oberen Nachbars — konnte der untere ohne Wasser bleiben. Daher stammen die häufigen Streitigkeiten zwischen den ‚Kanalnachbaren', zwischen den *rivales* — dies ist die ursprüngliche Bedeutung unseres Wortes; in dieser Bedeutung brauchen es die römischen Juristen. Jedoch nicht immer blieb diese Gegnerschaft zwischen den *rivales* auf dem Boden zivilrechtlicher Beziehungen; es kam zu viel ernsteren Zwischenfällen. Reichliche Regengüsse ließen den von Bergbächen gespeisten Kanal anschwellen und toben; stürmisch eilen die Gewässer zwischen den Deichen dahin — schon drohen sie den Rand des Dammes bei unserem Bauer zu erreichen, seine Felder zu überschwemmen, seine Hütte zu zerstören, ihn zugrunde zu richten . . ., wenn sie nicht vorher in die Felder seines gegenüberliegenden Nachbars einbrechen und ihm das Verderben bringen. Tua mors — mea vita. Und in der Nacht ergreift er den Spaten und schleicht zum Damm des Nachbars, um ihn zu durchstechen und die verderbenbringende Flut auf seine Wiesen, Gärten, Gebäude zu leiten. Doch auch der Nachbar schläft nicht: kaum erschallen die ersten Spatenstiche, da läuft das Hausgesinde zusammen, man greift zu Knütteln, Steinen, Messern, ein blutiger Streit beginnt . . . zwischen wem? Zwischen den *rivales*. Ist Ihnen nun der Bedeutungswandel dieses Wortes verständlich? So spiegelt sich im lexikalischen Schatze der Sprache die ‚heimatliche Art' des Volkes wieder, das sie geschaffen hat.

Wenden wir uns jedoch wieder ihrer Seele zu; die hier berührte Frage ist so interessant und wichtig, daß ich sie noch an einigen Beispielen erläutern möchte. Was bedeutet *potens*? — ‚mächtig'; und *impotens*? — selten ‚ohnmächtig', häufiger ‚leidenschaftlich' — da haben Sie das Bekenntnis eines Volkes,

das in der Vernunft die Kraft sah, die unvernünftige Leidenschaft aber der Schwäche gleichstellte. Ferner *πράσσω* — ‚ich handle'; *εὖ πράσσω* — ‚ich handle gut', und dann ‚ich bin glücklich'. Hier haben Sie den Ursprung der hellenischen Anschauung, aus der sich organisch die sittliche Philosophie des Sokrates entwickelt hat, die in der Tugend, d. h. in den guten Handlungen, die notwendige Bedingung zum Glück sah, und weiter — die Ethik der Stoiker, die lehrte, daß die Tugend an sich den Menschen glücklich mache. Ferner: *γιγνώσκω* — ‚ich erkenne, verstehe'; *συγγιγνώσκω* — eigentlich ‚ich verstehe gemeinsam', dann ‚ich verzeihe'; was heißt das? Das heißt — *tout comprendre c'est tout pardonner;* der humane Grundsatz, der Madame de Staël nachgerühmt wird, war schon lange vorher im Bekenntnis des griechischen Volkes vorhanden. Aber wenn ein Christ zu seinem Gott um Vergebung der Sünden betet, so kann er nicht zu ihm sagen: ‚verstehe sie zusammen mit mir'; im Vaterunser heißt es deshalb auch nicht *σύγγνωθι*, sondern *ἄφες*, *dimitte nobis peccata nostra* — ‚erlasse sie uns'; *dimitte* hat sich nicht erhalten, doch ist das gleichbedeutende *perdona*, ‚schenke sie mir über Verdienst', an seine Stelle getreten, das bis auf den heutigen Tag in den romanischen Sprachen fortlebt.

Dieser letzte Umstand bringt uns auf den fünften Vorzug der antiken Semasiologie; er besteht darin, daß wir dank ihr auf begrenzten Gebieten historische Perspektiven durchzuführen imstande sind, die, an sich interessant und wertvoll, im Schüler auch den Geist des Historismus erhalten — diese Signatur der modernen Wissenschaft, die dem verflossenen XIX. Jahrhundert die Bezeichnung *saeculum historicum* verliehen hat. Faßt man die dargelegten Vorzüge zusammen, so sind sie der Art, daß sie reichlich die auf das Studium der antiken Semasiologie verwandte Zeit aufwiegen; ich wenigstens weiß aus eigener Erfahrung, daß man auf diese Weise auf den Schüler den tiefsten Eindruck machen kann, indem man nicht nur Gedanken, sondern auch Gefühle in ihm erweckt.

Jetzt sind zwei Gebiete der ‚unfruchtbaren Wüste der alten Sprachen' glücklich durchwandert; nachgeblieben ist noch das dritte — die Syntax. Sie bildet zugleich für viele das schrecklichste Gebiet; auf dieses bezieht sich hauptsächlich der Ausdruck ‚Geistesgymnastik', welchen unsere Gegner sich vorzüglich zur Zielscheibe ihrer Witze, die ihnen die Beweise ersetzen müssen, gewählt haben. Gestatten Sie mir, diesen Gegnern das Urteil eines Menschen gegenüberzustellen, der als Denker eine genügende Vorstellung vom Denkprozeß besaß, und zugleich, als der Vater der modernen Psychologie, in den uns hier interessierenden psychologischen Fragen als eine Autorität ersten Ranges gelten muß — Schopenhauer. In seinem Aufsatz „über

Sprache und Worte" sagt er: „Daher kann man sehr selten eine bedeutende Phrase aus einer neueren Sprache wörtlich ins Lateinische übersetzen: sondern man muß den Gedanken von allen Worten, die ihn jetzt tragen, gänzlich entblößen, daß er nackt dasteht im Bewußtsein, ohne alle Worte, wie ein Geist ohne Leib, dann aber muß man ihn wieder mit einem neuen ganz anderen Leibe bekleiden, in den lateinischen Worten, die ihn in ganz anderer Form wiedergeben; so daß z. B. was im Original durch Substantiva, jetzt durch Verba ausgedrückt wird usw.; die Verwaltung solcher Metempsychose befördert das wirkliche Denken. Es ist damit, wie mit dem *status nascens* in der Chemie: indem ein einfacher Stoff aus einer Verbindung austritt, um eine andere einzugehen, hat er während dieses Überganges eine ganz besondere Kraft und Wirksamkeit, wie außerdem nie, und leistet, was er sonst nicht leisten kann. Ebenso der aller Worte entkleidete Gedanke, in seinem Übergang aus einer Sprache in die andere. Darum also wirken die alten Sprachen unmittelbar bildend und den Geist stärkend." Und das ist es auch, füge ich hinzu, warum Fouillée mit Recht sagen konnte: *chaque leçon de latin est une leçon de logique;* hierbei dachte er vornehmlich an eine Stunde lateinischer Syntax, zu der er ruhig auch die griechische hätte hinzufügen können.

Auf Schopenhauers Ausführungen werden wir noch zurückkommen; hier wollen wir vorläufig feststellen, daß sie nur die eine Seite der Sache berühren; die zweite, gleichfalls wichtige, besteht darin, daß eine Stunde lateinischer oder griechischer Syntax zugleich auch eine Unterrichtsstunde in der Muttersprache ist. Hier ein Beispiel. Beim Durchnehmen der lateinischen Syntax gebe ich den Schülern folgende zwei Phrasen zu übersetzen: erstens ‚ich esse niemals, ohne hungrig zu sein', zweitens ‚ich esse nie, ohne dem Kellner ein Trinkgeld zu geben'. Die beiden Konstruktionen sind äußerlich vollkommen ähnlich: beide Male wird durch das ‚ohne zu' ein das Essen begleitender Umstand angeführt. Dennoch wird die lateinische Übersetzung verschieden lauten: im ersten Fall haben Sie ein *nisi* c. part., im zweiten ein *quin* c. conj. zu nehmen. Woher dieser Unterschied? Weil ihn auch die Logik verlangt: im ersten Fall ist der Hunger Bedingung, im zweiten das Trinkgeldgeben Folge des Essens. Was meinen Sie nun: habe ich meine Schüler nur griechische Syntax gelehrt, oder habe ich sie dazu angehalten, sich auch der syntaktischen Eigenart ihrer Muttersprache bewußt zu werden? Aber, wird man uns entgegnen, dasselbe Ziel ist auch ohne griechische Syntax zu erreichen: nehmen Sie mit Ihren Schülern systematisch die Syntax ihrer Muttersprache durch, erklären Sie an geschickt ausgewählten Beispielen die verschiedenen logischen Kategorien, die in der gleichen grammatischen Aus-

drucksweise enthalten sind — und die Sache ist gemacht. Ich antworte: nein, auf diese Art ist die Sache nicht gemacht. Der Schüler braucht nicht solche syntaktische Feinheiten seiner Muttersprache zu kennen, um sie richtig verstehen und gebrauchen zu können; doch muß er sie unbedingt kennen, um ähnliche Phrasen, wie die zwei angeführten, ins Griechische oder Lateinische richtig übersetzen zu können. Bekanntlich aber besteht der allerwirksamste pädagogische Kunstgriff in folgendem: Wenn ein Ziel, das Sie den Schülern gesteckt haben, nicht an sich interessant ist, so werden Sie es am besten erreichen können, wenn Sie es in ein Mittel zur Erreichung eines anderen Zieles umwandeln. Überhaupt muß die Syntax, und auch die übrige Grammatik, an der Hand der alten Sprachen und nicht der Muttersprache durchgenommen werden, und zwar aus folgenden Gründen.

Der erste Grund ist, daß sie sich an alten Sprachen entwickelt hat und groß geworden ist und nicht an der russischen; darum sitzt sie auch auf dieser wie ein fremder Überzieher. Hier kann ich mich auf Ihre eigene Erfahrung berufen. Erinnern Sie sich, daß Ihnen die Bestimmung des Subjekts, Prädikats etc. im Lateinischen die geringste logische Schwierigkeit gemacht hätte? Wie oft haben Sie dagegen zu der Zeit, wo von Ihnen im Russischen syntaktische Analysen verlangt wurden, geschwankt, ob Sie in einem gegebenen Wort das Subjekt oder eine nähere Bestimmung zu erkennen haben: wie oft mögen Sie darin zu Hause und in der Schule verschieden belehrt worden sein! Es ist nicht anders: der Unterschied zwischen dem intellektualistischen Charakter der alten Sprachen und dem sensualistischen der russischen, tritt überall zutage. Und ich glaube, daß sich jeder darüber klar ist, wie unfruchtbar diese syntaktischen Analysen russischer Sätze sind, weil die lebendige Rede fortwährend von den Schemata der Grammatik abweicht, welche die Knaben sich einzuprägen gezwungen werden.

Ja, meine Herren, die russische Sprache ist verhältnismäßig ungrammatikalisch; ohne die alten Sprachen, aus denen die russische ihre Grammatik geschöpft hat, wäre sie wohl bis jetzt ohne eine Grammatik geblieben. Vielleicht sähen viele von Ihnen darin keinen großen Schaden: die Grammatik erfreut sich keiner besonderen Sympathie von seiten der Jugend. Doch handelt es sich nicht um Sympathien: Niemand kann es leugnen, daß die Grammatik — der erste, auf die Erscheinungen der Sprache angewandte Versuch der Logik ist, und daß darin ihr Bildungswert liegt. Wirklich ist die russische Sprache in ihrer Syntax bedeutend weniger logisch als die alten, aus dem nämlichen Grunde, aus dem sie in ihrem etymologischen Teil bedeutend weniger intellektualistisch ist: sie kann leichter vom psychologischen als vom logischen Standpunkt aus gewürdigt werden.

Wer weiß, ob wir nicht, wenn die russische Sprache auf sich selbst angewiesen geblieben wäre, an Stelle der heutigen logischen vielmehr eine psychologische Grammatik hätten, und bei den syntaktischen Analysen für die Termini ‚Subjekt, Prädikat, Hauptsatz' etc., die Bezeichnungen: ‚dominierende Vorstellung — zurücktretende Vorstellung — geschlossene Struktur — offene Struktur — assioziatives Element' usw. brauchen würden. . . . Selbstverständlich ist es schwierig, sich die Einzelheiten vorzustellen, da die Psychologie der Syntax erst im Entstehen begriffen ist. Sie verspricht eine interessante Wissenschaft zu werden, doch kann sie sich, was die erzieherische Bedeutung betrifft, dennoch nicht mit der erprobten logischen Syntax messen, und die Schule hat allen Grund, diese ihre nicht sehr schmackhafte, aber äußerst gesunde Nahrung hoch zu halten, — und also auch die alten Sprachen, aus denen sie, nach meinen Ausführungen, am natürlichsten gewonnen wird.

Und so bildet denn die vorzügliche grammatikalische Eigenschaft der alten Sprachen den ersten Grund, warum man die Grammatik und insonderheit die Syntax gerade an der Hand dieser durchnehmen soll.

Der zweite, und vielleicht Hauptgrund ist — die völlige Nutzlosigkeit der Grammatik bei rein assoziativer Erlernung einer Sprache. Der Schüler erkennt sehr wohl, daß er bei der etymologischen und syntaktischen Analyse des aufgegebenen Abschnittes denselben um kein Jota besser begreift, als er ihn vorher begriffen hat; und deshalb werden diese Übungen in seiner geistigen Entwickelung auch keine Spuren hinterlassen. Dagegen muß man sich beim Übersetzen fast jedes Satzes aus den alten Sprachen in das Russische fragen, wo ist hier das Subjekt, wo das Prädikat, was drückt hier *ut* aus, — die Folge oder die Absicht — usw.; hier bildet die grammatikalische Analyse wirklich ein Mittel zum Verständnis des Textes, und nicht ein Ziel an sich, — hier ist sie deshalb auch vernünftig und fruchtbringend.

Doch muß ich, bevor ich von der Syntax und der Grammatik überhaupt Abschied nehme, bemerken, daß nach meiner Meinung unsere Lehrbücher der Grammatik beider alten Sprachen einer Reform bedürfen. Von dieser Reform zu reden, ist hier nicht der Ort; ich begnüge mich daher mit dem Hinweise, daß diese Reform nicht sowohl ihre Verkürzung, ihre Befreiung vom sog. Ballast bezwecken muß, als vielmehr ihre Anpassung ans Bildungsziel des Studiums der alten Sprachen. Der Teil des grammatikalischen Materials muß in den Vordergrund gestellt und entwickelt werden, welcher in logischer und psychologischer Hinsicht wertvoll ist; das Erlernen jenes Teiles, der, obgleich er an sich keinen Bildungswert hat, nichtsdestoweniger zum Ver-

ständnis der griechischen und lateinischen Texte unentbehrlich ist, muß möglichst erleichtert werden; und ausgelassen muß derjenige werden, der weder von dem einen, noch von dem anderen Gesichtspunkte aus nötig ist.

Ich fahre nun fort.

An die Syntax schließt sich die Stilistik an; obgleich sie kein Unterrichtsfach für sich bildet, so wird sie doch indirekt, wenn auch nicht systematisch bei den Übersetzungen aus den alten Sprachen und in die alten Sprachen durchgenommen, sie steht somit zwischen der Grammatik und der Schriftstellerlektüre in der Mitte. Was ist über sie zu sagen? Der oben angeführte Ausspruch Schopenhauers ist auf sie ebenso, wenn nicht gar in erhöhtem Maße, anwendbar, wie auf die Syntax. Wenn ich den lateinischen Satz ‚*Hannibalem conspecta moenia ab oppugnanda Neapoli deterruerunt*' mit „der Anblick der Mauern hielt Hannibal von der Belagerung Neapels zurück" übersetze und diese Übersetzung ‚literarisch' nenne im Gegensatz zur wörtlichen und unstatthaften Übersetzung „die erblickten Mauern hielten Hannibal von dem zu belagernden Neapel zurück", — so gewinne ich, erstens, die Überzeugung, daß über den Substantiven und Verben die Begriffe stehen, die an sich weder das eine noch das andere sind und nur infolge der stilistischen Eigenschaften der Sprache, die wir sprechen, bald durch diese, bald durch jene ausgedrückt werden; mit andern Worten: ich lerne die Begriffe von den Worten, durch die sie ausgedrückt werden, zu emanzipieren, — und dies ist die unbedingt erforderliche Vorbereitung zum philosophischen Denken, da nach dem treffenden Ausspruch Fr. Nietzsches „jedes Wort ein Vorurteil ist". Zweitens lerne ich an solchen Beispielen eben die vorerwähnten stilistischen Eigenschaften kennen, und erfahre, was der lateinischen und meiner Muttersprache eigentümlich und nicht eigentümlich ist. Daß aber die lateinische Sprache in dieser Beziehung wirklich unersetzlich ist — davon kann sich jeder überzeugen, der sich die Mühe nimmt, den von mir gewählten Satz in eine beliebige moderne Sprache zu übersetzen. Überall sind es Substantiva, die lateinische Sprache mit ihren Verben steht als Unikum da; sogar der Grieche sagt *τῆς πολιορκίας* an Stelle von *oppugnanda*. Und denken Sie nicht, daß diese merkwürdige Bevorzugung der Verben nur eine Eigenschaft der Grammatik der lateinischen Sprache ist. Sie steht im Zusammenhang mit dem ganzen römischen Denkprozeß, der eben aktuell und nicht substantiell war, und seinen hervorragendsten Ausdruck in der römischen Religion gefunden hat: die römische Religion, soweit sie römisch war, basiert auf der Vergötterung von Aktionen, sie war eine aktuelle und nicht substantielle Religion. Wer sollte glauben, daß zwischen zwei so verschiedenartigen Dingen, wie Gramma-

tik und Religion, ein so inniges Band besteht! Und doch ist es vorhanden und beweist durch sein Vorhandensein noch einmal die Richtigkeit des so oft zitierten Wortes: „Die Sprache ist des Volkes Bekenntnis."

Dies zum ersten. Doch wenn in dieser Beziehung die lateinische Sprache (und ebenso die griechische) ein Mittel zum theoretischen Kennenlernen der Sprache und der Sprachen bildet, so kann sie in anderer Beziehung mit Recht als Schule zur praktischen Vervollkommnung des Stils bezeichnet werden. Ich muß die Tatsache betonen, daß wir hier auf dem durchaus festen Boden historischer Erfahrung stehen. Wie ich schon oben bemerkte, haben die Völker des Westens ihre Kunstprosa gerade an der Hand der lateinischen Sprache herausgearbeitet, indem sie dieselbe eifrigst studierten und sie bewußt nachahmten. „Wer hätte je ohne die Römer schreiben gelernt!" sagt einer, der sich darauf verstand — Fr. Nietzsche. Auch bei uns ist die Kunstprosa, soweit wir eine solche haben, das Resultat der strengen Schule, die unsere Sprache in der sog. pseudoklassischen Periode durchgemacht hat; doch besitzen wir eine solche erst in geringem Maße, und man kann mit Recht behaupten, daß die russische Sprache sich noch lange nicht vollständig entwickelt hat, daß sie noch nicht die kunstvolle Form erreicht hat, welche ihrer Kraft und Biegsamkeit entsprechen würde. Aber Sie könnten an mich die Frage richten, auf Grund welcher Eigenschaften die lateinische Sprache eine solche Erzieherin gewesen ist und noch sein kann; ich will mich bemühen, auch hier eine möglichst klare und knappe Antwort zu geben, und deshalb wähle ich aus den vielen hierauf bezüglichen Seiten der Stilistik eine besonders hervorstechende aus — die Periode. Ich bitte hierbei vor allen Dingen ein Vorurteil beiseite zu lassen: Wenn Sie glauben, daß die Periode nur zum Ausdruck eines üppigen Stils dient, daß sie ein feierliches Geklingel von mehr Schall als Inhalt ist, so irren Sie sich gründlich. Für den Denker bildet, wegen der Kompliziertheit der wechselseitigen Gravitation der Teile und Teilchen des ihn in jedem gegebenen Falle beschäftigenden Gedankens, die Periode — dieser lebendige Organismus mit seiner so exakt ausgedrückten Unterordnung der Nebensätze erster Ordnung unter die Hauptsätze und der Nebensätze zweiter Ordnung unter die der ersten — die notwendige große Einheit für das Denken, ohne die das Aufbauen eines Beweises ebenso erschwert wäre, wie komplizierte algebraische Rechnungen ohne die eingeklammerten Polynome; aber zu diesem Zwecke muß die Periode vollständig übersichtlich sein. Die Übersichtlichkeit wird aber durch die Mannigfaltigkeit in der Unterordnung erreicht. Es gibt drei Stufen der Unterordnung: Hauptsätze, volle Neben-

sätze und verkürzte Nebensätze. Die zwei ersten sind allen Kultursprachen gemeinsam; die Vollkommenheit der Sprache im Sinn der Periodenbildung hängt vom Vorhandensein und der Verbreitung der dritten Stufe — der verkürzten Nebensätze — ab. In dieser Beziehung steht unter den uns nahestehenden Sprachen die deutsche am tiefsten; es ist dies eine vorwiegend zweistufige Sprache, eine Verkürzung der Nebensätze ist in ihr nur in geringem Maße zulässig. Einen abgekürzten Relativsatz, wie ihn das Russische unbeschränkt gestattet — „ein Mensch nie Philosophie gelernt habender", können Sie im Deutschen nicht bilden, Sie müssen einen vollen Relativsatz nehmen: „ein Mensch, der nie Philosophie gelernt hat". Etwas höher stehen die romanischen Sprachen; sie gestatten die Verkürzung einiger Umstandssätze hauptsächlich durch Gerundial-Konstruktionen (*ayant appris* . . . usw.), aber keiner Relativ- und Objektsätze. Noch höher steht die russische Sprache: sie läßt auch Verkürzungen einiger Umstandssätze durch Gerundial- und aller Relativsätze durch Partizipial-Konstruktionen zu; die Verkürzung der Objektsätze ist aber auch hier unmöglich. Die höchste Stufe der Vollkommenheit haben die alten Sprachen erreicht: sie verkürzen sowohl die Umstandssätze (die griechische Sprache alle, die lateinische nur einige) als auch die Relativsätze und zwar nicht nur bei gleichem Subjekt, sondern dank dem sog. Ablativus oder Genetivus absolutus, auch bei verschiedenem) und die Objektsätze (dank dem accusativus cum infinitivo). So sind denn die alten Sprachen, da sie über alle drei Stufen verfügen, im Sinne der Periodenbildung am vollkommensten; von den modernen Sprachen aber steht ihnen die russische am nächsten.

Doch bleiben die Vorzüge, mit denen die Natur selbst die russische Sprache bedacht hat, zum größten Teil unbenutzt. Leider haben die alten Sprachen in jüngster Zeit keine unmittelbar erziehende Rolle in bezug auf die russische Sprache gespielt — in der alten Zeit der russischen Geschichte war die griechische Sprache wirklich, wie wir gesehen haben, die Erzieherin der russischen, wofür ihr gedankt sei. Damals gerade haben sich die der letzteren eigentümlichen stilistischen Kräfte entwickelt. Nein, ich rede von der jüngsten Zeit, in der sich unsere Kunstprosa herausgearbeitet hat, und die sich bis auf unsere Tage erstreckt. Sehen Sie doch nur, einen wie ungeheuer großen Prozentsatz in unserer Literatur (im weiteren Sinne) die Übersetzungswerke ausmachen; können Sie wohl glauben, daß diese Werke keinen Einfluß auf die Sprache ausüben? Und dabei übersetzt man bei uns fast ausschließlich aus dem Französischen, Deutschen, Englischen, d. h. aus solchen Sprachen, die, als vorwiegend zweistufige, in stilistischer Hinsicht tiefer als die russische stehen (in anderer Hinsicht stehen sie höher, doch geht uns das hier

nicht an). Die Übersetzer, und mit ihnen die Leser, gewöhnen sich daran, nicht alle stilistischen Kräfte der Muttersprache zur Anwendung zu bringen, und führen sie hinunter auf das Niveau der Sprache, aus der sie übersetzen; das Resultat ist die Verarmung der russischen Sprache. In gleicher Richtung wie diese Übersetzungen wirkt noch eine andere zerstörende Kraft: das ungesunde Bestreben, die Literatursprache der naturgemäß nachlässigen Umgangssprache zu nähern. Seitdem aber die russische Literatursprache von den Schriftstellern in die Hände der Publizisten übergegangen ist, ist die Gefahr der Verarmung noch mehr gewachsen.

Ich bitte Sie, meine Herren, was ich Ihnen hier ausführe, ernstlich in Erwägung zu ziehen — ich zweifle nicht, daß viele von Ihnen es zum ersten Male hören — und nicht auf Treu und Glauben die Tröstungen meiner Gegner hinzunehmen, die das, was ich hier Verarmung nenne, für Natürlichkeit ausgeben und Ihnen von der Anmut der Einfachheit reden werden. Was die Natürlichkeit anbetrifft, so haben wir schon lange dem seiner Zeit fruchtbaren Irrtum Rousseaus entsagt, der die Natürlichkeit mit der Ursprünglichkeit verwechselte, und sind zur Definition des Aristoteles zurückgekehrt, daß die Natürlichkeit in der Vollkommenheit und nicht im Keimzustande liegt. Der russischen Sprache, die von Natur drei Stufen besitzt, ist die reiche Periode natürlich, und nicht die ärmliche Stilistik der westeuropäischen Sprachen und der Umgangssprache. Was aber die Anmut der Einfachheit betrifft, — nun wenn Sie von ihr wirklich so entzückt sind, so verzichten Sie in der Musik auf die Chromatik, kehren Sie zur siebensaitigen oder sogar viersaitigen Leier zurück; verzichten Sie auch auf die Akkorde, erklären Sie das mit einem Finger getippte „Kommt ein Vogel geflogen" für den Höhepunkt der Musik. Verzichten Sie gleicherweise auch auf die farbenprächtige Palette eines Tizian und eines Rubens oder bei uns eines Repin und Wasnetzow, kehren Sie — wie das übrigens einige dekadente Künstler wirklich tun — zur Malerei mit vier Farben ohne Schattierungen zurück. Alles dieses ist Anmut der Einfachheit.

Nein, meine Herren; in Ihren Händen und denen Ihrer Altersgenossen liegt die Zukunft Ihrer Muttersprache. Erinnern Sie sich, daß es in Athen für eine Ehrenpflicht jedes Bürgers galt, das ihm vom Vater überkommene Gut dem Sohn unvermindert, eher noch vermehrt, zu übergeben. Wer dies versäumte, von dem sagte man in der bilderreichen Sprache jener Zeit, er habe ‚sein väterliches Gut aufgezehrt', *τὰ πάτρια κατεδήδοκεν*, und erklärte ihn für ehrlos. Denken Sie an das strenge Gericht, daß das heutige Frankreich in der Person Taines über die französische Akademie im XVII. Jahrhundert deswegen gehalten hat, weil sie, der Ein-

fachheitsrichtung nachgebend, die (lexikalische) Verarmung der üppigen Sprache Rabelais herbeiführte; hüten Sie sich, daß Ihre Nachkommen nicht von Ihnen sagen, Sie hätten ‚Ihr väterliches Gut aufgezehrt'. — Natürlich werden Sie aus meinen Worten nicht den Schluß ziehen, daß ich Sie auffordere, überall und jederzeit in dreifach abgestuften Perioden zu sprechen und zu schreiben. Wenn ich Ihnen rate, Ihre Körperkräfte zu entwickeln, so bedeutet das ja auch nicht, daß Sie, um Ihrem Nachbar eine Tasse Kaffee zu überreichen, Ihre beiden Hände benutzen und sich mit dem ganzen Körper gegen den Stuhl stemmen sollen. Nein: meine Behauptung läßt sich dahin zusammenfassen, daß der gebildete Mensch verstehen muß, komplizierte und doch zugleich leicht übersichtliche Perioden aufzubauen, wo dies der Sinn erfordert, wo es zur logischen und psychologischen Vollständigkeit der Auseinandersetzung oder Darstellung nötig erscheint.

Und in eben dieser Beziehung kann die klassische Schule, geleitet von sachverständigen Lehrern, der russischen Sprache erhebliche Dienste leisten. Die deutsche und französische Sprache sind uns, infolge ihrer noch geringeren Vollkommenheit auf dem behandelten Gebiet von gar keinem Nutzen; nur die antike Prosa, die uns beim Übersetzen alle stilistischen Vorzüge unserer Sprache in Anwendung zu bringen zwingt, kann unseren Stilisten als Schule dienen und die russische Sprache von den ihr drohenden ernsten und unwiederbringlichen Verlusten bewahren.

Jedoch sehe ich hier voraus, daß mir Einwendungen folgender Art gemacht werden könnten: Soll man wirklich einen Nutzen von der klassischen Prosa für die Muttersprache erwarten können, wenn Sie selbst, meine Herren klassischen Philologen, sie mit ihren stilistischen Perlen verderben? Haben denn nicht Sie Ausdrücke geschaffen wie ‚er trug den Krieg hinein' ‚er wurde abgeschlagen in bezug auf den Kopf' usw.?

Diese Einwendung ist bedeutend veraltet: natürlich konnte zu jener Zeit, als das Lehramt in den klassischen Sprachen Leuten anvertraut war, die das Russische nur unvollkommen beherrschten, nichts anderes erwartet werden. Wenn man diese Abnormitäten abrechnet, bleibt folgendes in Kraft: Wir klassischen Philologen bedienen uns wirklich zuweilen aus pädagogischen Gründen einer wörtlichen Übersetzung, welche ich ‚Arbeitsübersetzung' nenne (analog dem Terminus ‚Arbeitshypothese' gebildet); so kann ich z. B. einem Schüler, der erst Lateinisch lernt, es aber noch nicht vollständig beherrscht, den stilistischen Unterschied zwischen ‚*Hannibalem conspecta moenia ab oppugnanda Neapoli deterruerunt*' und ‚der Anblick der Mauern hielt Hannibal von der Belagerung Neapels zurück' nicht anders erklären, als indem ich dieser letzteren ‚literarischen Übersetzung' auch die Arbeitsübersetzung ‚die geschenen Mauern hielten Hannibal von dem zu belagernden Neapel

zurück', an die Seite stelle. Aber in allen solchen Fällen ist die Arbeitsübersetzung nur eine Übergangsstufe, die einer gleichen Übergangsstufe bei der Gedankenarbeit entspricht. Es kommt vor, daß der Mensch auf ihr stehen bleibt, doch ist das eine Frucht der Faulheit oder Nachlässigkeit, die nicht geduldet werden darf. Die Arbeitsübersetzung ist dasselbe, wie das Negativ in der Photographie: sie ist ebenso notwendig als Übergangsstufe und ebenso unzulässig als endgiltiges Ziel und endgiltiges Resultat unserer Arbeit.

Genug jedoch von der Stilistik und den Sprachen überhaupt! Habe ich Ihnen alles erzählt und entwickelt? Nein, bei weitem nicht alles. Ich habe Ihnen nicht von der wichtigen Tatsache gesprochen, daß wir nur an der Hand der alten Sprachen sozusagen die Geschichte der Verkörperung der Gedanken in den Worten verfolgen können; indem wir von Homer zu Herodot übergehen, ferner zu Thukydides, Xenophon, Plato, von diesen zu Demosthenes und mit Cicero schließen, sehen wir, wie der Geist mit der Materie der Sprache ringt, wie er, vermittels folgerichtigen Integrierens ihrer getrennten Teile, Ordnung und Gradation bei ihr einführt und aus den selbständigen Sätzen des sog. ‚aufreihenden Stils' (*λέξις εἰρομένη*) die abgerundete und zentralisierte Periode schafft, ähnlich wie aus selbständigen und in sich abgeschlossenen Gemeinden ein abgerundeter und zentralisierter Staat entsteht. Dieses und vieles andere war ich auszulassen genötigt; ich fürchte schon so, daß ich Ihre Aufmerksamkeit durch zu langes Verweilen bei der Sprache ermüdet habe. Aber, meine Herren, diese Umständlichkeit war keine übermäßige: denn auch Sie, als Schüler von Gymnasien, haben viel Zeit auf das Erlernen der beiden alten Sprachen verwandt, und sind vielleicht auch zu denken geneigt, daß es zu viel Zeit gewesen ist. Ich hatte es aber unternommen, Ihnen, gegen die Meinung vieler, zu beweisen, daß die Zeit, die Sie auf das Studium der Antike verwandt haben, nicht nutzlos vergeudet ist; im Hinblick darauf mußte ich mich unbedingt eingehender auslassen über den Nutzen, den Ihnen das Studium der alten Sprachen als solcher gebracht hat. Doch sind Sie selbstredend nicht nur wegen dieses Nutzens angehalten worden, Lateinisch und Griechisch zu lernen: die vornehmste Bedeutung der alten Sprachen ist, — daß Sie ihnen unmittelbar den Zutritt zur antiken Literatur und mittelbar zur antiken Kultur im allerweitesten Sinne eröffnen. Mein nächstes Thema ist daher, Ihnen den Bildungswert der antiken Literatur klar zu machen; dieses Thema habe ich mir für die folgende, die zweite heutige Vorlesung gestellt.

VIERTE VORLESUNG.

Indem ich von den alten Sprachen zur antiken Literatur übergehe, habe ich das angenehme Gefühl eines Menschen, der sich aus einem von der öffentlichen Meinung Verfehmten in einen, wenn auch nicht gleichberechtigten, so doch einigermaßen rechtsfähigen Bürger verwandelt sieht. Ein bedeutender Teil der heutigen Gesellschaft, sogar bei uns in Rußland, erkennt die Wichtigkeit des Studiums der antiken Literatur an, besonders der griechischen; nur herrscht die Meinung, daß man bei diesem Studium nicht auf den Urtext zurückzugreifen braucht — man könne sich auch an Übersetzungen genügen lassen. Als in der Mittelschulkommission, an der ich die Ehre hatte teilzunehmen, die Frage über wünschenswerte Verbesserungen im Lehrplan der Realschulen erwogen wurde, äußerten die aufgeklärten Förderer dieses so wichtigen und bei uns so unentbehrlichen Typus der bildenden Schule den Wunsch, daß auch das Studium der antiken Literatur — aber natürlich in Übersetzungen — in ihr Programm aufgenommen werden möge. Falls diese Idee zur Ausführung gelangen sollte, so würde der Unterschied zwischen der klassischen und der Realschule in der uns hier interessierenden Frage hauptsächlich darin bestehen, daß die klassische Schule ihren Zöglingen dieselben Werke im Urtext bieten wird, die die Zöglinge der Realschulen in der Übersetzung lesen werden. Soll man nun in diesem Unterschied einen Vorzug jener erblicken, und wenn ja, dann warum? Mit anderen Worten: Können Übersetzungen die Originale ersetzen, und wenn nicht, worin besteht dann ihre Unzulänglichkeit? Dies ist eine Frage, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann; doch fürchten Sie nicht, daß sie uns von unserem Thema ablenken wird. Nein; meiner Überzeugung nach, von deren Richtigkeit ich Sie zu überzeugen hoffe, zerfallen die Schätze der antiken Literatur in solche, die auch durch Übersetzungen mitgeteilt werden können, und solche, die unlöslich mit der Form des Originals verbunden sind; so bildet also die Antwort auf die soeben gestellte Frage zugleich auch eine Charakteristik der antiken Literatur.

Wie Sie aus diesen meinen Worten entnehmen können, gehöre ich nicht zu den unbedingten Gegnern der Übersetzungen. Ich bin selbst als Übersetzer aufgetreten und habe einen recht umfangreichen Band herausgegeben, der, wie ich zu hoffen wage, in unserer Übersetzungsliteratur nicht an letzter Stelle stehen wird; doch gerade deshalb weiß ich auch, was eine Übersetzung wiedergeben kann, und was nicht. Wer Ihnen die Zumutung stellt, sich an Stelle des Originals mit einer Übersetzung zu begnügen, der urteilt gerade ebenso, als wenn er Ihnen sagte: Wozu bemühen Sie sich, ins Konservatorium zu gehen, um die Symphonien von Beethoven oder Tschaikowski zu hören, da Sie diese doch viel bequemer zu Hause in einem Klavierauszug kennen lernen können? Sie wissen aber, daß das zum Teil seine Richtigkeit hat, aber doch nur zum Teil: Ein Klavierauszug bietet Ihnen etwas, aber nicht alles, und je künstlerischer, je tiefsinniger ein symphonisches Werk ist, um so weniger kann ein Klavierauszug es ersetzen, da die Feinheit des Gedankens und der Form gerade durch verständiges Ausnützen der charakteristischen Eigentümlichkeiten eines jeden Instruments erreicht wird, die ein Klavierauszug nicht wiedergeben kann. Dasselbe ist auch hier der Fall. Nehmen Sie den Anfang des Cäsar: *Gallia est omnis divisa in partes tres*, „das gesamte Gallien zerfällt in drei Teile" — die Übersetzung gibt das Original vollkommen wieder, nichts ist in ihr ausgelassen. Nehmen Sie den Ausruf der Thetis bei Homer, als sie das ihrem Sohne Achill widerfahrene Unglück vernimmt: *ὤ μοι δυσαριστοτόκεια*, „weh mir, die ich mir zum Leid den besten Helden der Welt geboren habe" — auch hier ist alles wiedergegeben, nur mußte ich zur vollen Wiedergabe, anstatt des einen Wortes im Original in der Übersetzung ganze zwölf brauchen; wie aber unter solch einer Verwässerung die Kraft des Ausdrucks leidet, werden Sie leicht verstehen. Nehmen Sie schließlich die Charakteristik der Athener in Perikles' Grabrede bei Thukydides: *φιλοκαλοῦμεν μετ' εὐτελείας καὶ φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας* — hier läßt der Übersetzer schon die Hände sinken. Er versteht natürlich, daß hier von einem kunstliebenden Volke die Rede ist, das die schlichte Schönheit der Form von der aufdringlichen Pracht des Materials zu scheiden weiß, von einem Volk der Denker, das den zersetzenden Einfluß der Gedankenkraft auf die Willenskraft zu umgehen versteht, aber die Aufgabe, diese beiden Urteile in die Form einer so kurzen, klingenden und treffenden Antithese zu zwängen, wie wir sie bei Thukydides haben, stellt sich ihm mit Recht als eine unausführbare dar. — Und so wollen wir also die Übersetzungen nicht verschmähen, wir wollen sie aber auch nicht für einen vollwertigen Ersatz des Originals halten. Schopenhauer sagt, daß sie sich zum Original (er hat die antike Literatur im

Auge) verhalten wie die Zichorie zum Kaffee; ein anderer hat gesagt, sie gäben nur die Kehrseite des Teppichs wieder. Das ist vielleicht ungerecht; eher könnte man sagen, daß bei der Eigenart der antiken Redeweise, jede Übersetzung eines antiken Werkes in eine der modernen Sprachen sich zum Original ungefähr ebenso verhalten dürfte, wie die Holzmodelle des menschlichen Körpers, welche zum Studium der Anatomie dienen, zum wirklichen: sie geben einen allgemeinen Begriff von der Struktur und dem Inhalt des Originals, doch werden Sie die Feinheiten desselben vergeblich in ihnen suchen. Aber auch diese Modelle sind verschieden: Es gibt wirklich künstlerische, die von unzweifelhaftem Nutzen sind, aber es gibt auch grob und plump ausgeführte, die eine ganz verkehrte Vorstellung vom Original geben. Unsere Übersetungen der alten Schriftsteller gehören leider in ihrer großen Mehrzahl zu dieser letzten Kategorie: es gibt nur sehr wenige, in denen wir auch nur eine Andeutung des Künstlerischen finden. — Nun, wir wollen also wünschen, daß ihrer mehr werde, und das Unsrige dazu tun; weiter bleibt uns nichts übrig. Doch wie vollkommen sie auch sein mögen — dennoch bleibt die Regel in Kraft, daß man die Antike nur auf Grund der Originaltexte interpretieren und allseitig durchforschen kann, ganz ebenso, wie man die Struktur der Gewebe unseres Körpers nur nach der Natur und nicht an Holzmodellen studieren kann.

Und doch wird gerade diese Interpretationsmethode nicht von allen als nützlich anerkannt. Ist es nicht wirklich besser, zehn Bücher des Livius in der Übersetzung, als eins im Original zu lesen? Sie verstehen, daß ich hier von dem sogenannten statarischen Lesen der alten Schriftsteller im Gymnasium spreche. Hat dieses einen Nutzen, und wenn ja, worin besteht er?

Hier, meine Herren, muß ich einen Gesichtspunkt hervorkehren, den ich den pädagogisch-moralischen nenne . . . Ich habe lange geschwankt, ob ich ihn vor Ihnen zur Sprache bringen soll; Leute, deren Meinung ich schätze, haben mir geraten, dieses nicht zu tun, und ich muß selbst gestehen, daß es vorsichtiger wäre, diesem Rate zu folgen. Doch im Dienste der Wahrheit ist die Vorsicht nicht immer anwendbar, und ich habe mich dennoch entschlossen, Ihnen meine Ansichten in diesem Punkte mitzuteilen, da ich ihnen eine sehr große Bedeutung beimesse; ich hoffe, daß Sie dieselben besser verstehen und richtiger beurteilen werden, als einige von denen, die sie schon früher von mir vernommen haben. Doch bitte ich Sie, dem, was ich Ihnen zu sagen beabsichtige, besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Was ist vor allen Dingen dieser Standpunkt der pädagogischen Moral? — Weder die Wissenschaft noch deren Studium

verfolgt unmittelbar sittliche Ziele. Ihr Objekt ist — die Wahrheit; das Kennen der Wahrheit aber macht an sich den Menschen nicht sittlicher. Nein, nicht das Kennen der Wahrheit, sondern der Weg, auf dem wir zu ihr gelangt sind, der Zwang, den wir uns angetan haben, um sie anzuerkennen — darin liegt das sittliche Element der Wissenschaft und des Studiums. Darin, daß Sie die Umdrehung der Erde um die Sonne anerkennen, liegt noch kein sittliches Moment; doch wenn Sie anfangs entgegengesetzter Meinung gewesen sind und sich erst nachträglich, nach Kenntnisnahme der gegnerischen Gründe, vor der Wahrheit gebeugt haben, — so war das eine sittliche Tat: der Zusammenstoß der Wahrheit mit dem menschlichen Geist hat eine sittliche Eigenschaft des letzteren — die Wahrhaftigkeit — gezeitigt. „Anfangs habe ich mit Ihnen gestritten, doch jetzt sehe ich, daß ich im Unrecht war" — dies ist der Bekenntnissatz der Wahrhaftigkeit, und die Lehre, die ihn veranlaßt, die nenne ich sittlich. Dies ist der pädagogisch-moralische Standpunkt; nun wollen wir ihn auf die Fächer des Gymnasialunterrichts in Anwendung bringen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß das Verhältnis überhaupt jedes Faches zur Sittlichkeit ein dreifaches zu sein pflegt: ein günstiges, nicht günstiges und ein indifferentes. Ein auf die Sittlichkeit günstig einwirkendes Fach nennen wir moralisch; ein ungünstig einwirkendes — unmoralisch; ein indifferentes — amoralisch (ein sehr unschönes Wort, das ich nur blutenden Herzens brauche, aber leider läßt es sich nicht umgehen). Da ich erklärt habe, in welcher Bedeutung ich hier das Wort ‚Sittlichkeit' verstehe, so hoffe ich, daß es keine Mißverständnisse hervorrufen wird; meine Gegner — falls es solche hier im Auditorium geben sollte — bitte ich, meine Erklärung sich fest einzuprägen und sich aller Wortspiele über unsern Terminus, sollten sie auch noch so verführerisch sein, zu enthalten.

Und somit, wie verhalten sich die Lehrfächer zur pädagogischen Moral?

Beginnen wir mit der alten Literatur, die an der Hand der Originale durchgenommen wird — mit dem, was man gewöhnlich ‚die Lektüre der Schriftsteller' nennt. Ich versetze mich in die Rolle des Lehrers; vor mir habe ich den Text, den ich auslegen soll, doch — auch jeder Schüler hat denselben Text vor sich. Ich will Ihnen erklären, was das bedeutet. Indem ich dem Schüler den Text in die Hand gebe, gebe ich ihm damit zugleich ein gemeinsames Feld zu Beobachtungen und Forschungen; auf diesem Felde werde ich sein Leiter sein, aber nicht mehr: ihm ist sowohl das Recht als auch die Möglichkeit zur Kontrolle gegeben, und über uns beiden thront als höhere Instanz — die Wahrheit. Ich will ein Beispiel aus Horaz wählen:

Scribendi recte sapere est et principium et fons.

Zwischen dem Schüler und mir entspinnt sich ein Streit, worauf man *recte* beziehen soll. Er hat es auf *scribendi* bezogen und übersetzt: „Klug sein — das ist der Anfang und die Quelle der Fähigkeit, richtig zu schreiben." Mir hat es aus irgend einem Grunde geschienen, daß sich *recte* auf *sapere* beziehe, und man übersetzen müsse: „Richtig denken — das ist der Anfang und die Quelle der Schriftstellerei." Der Schüler ergibt sich nicht: „die Cäsur," sagt er ‚liegt zwischen *recte* und *sapere* und trennt sie, so daß es schon aus diesem einen Grunde bequemer ist, *recte* mit *scribendi* zu verbinden. Dies erfordert auch der Sinn, da der Verstand — die Quelle nicht jeder Schriftstellerei, sondern nur der guten, richtigen ist". — „Das ist richtig," antworte ich, „doch trennt die Cäsur oft Worte, die durch den Sinn verbunden sind (hier führe ich Beispiele an), so daß diese Erwägung nur in zweiter Linie berücksichtigt werden kann. Was aber Ihre zweite Erwägung anbetrifft, so kommt für den Dichter die nicht richtige Schriftstellerei wohl kaum in Betracht." — „Dennoch," sagt der Schüler, „hat meine Erklärung augenscheinlich mehr für sich." — „Nein," antworte ich, „denn bei Ihrer Erklärung bleibt das Wort *sapere* ohne Attribut, dessen es jedoch bedarf: es ist dies ein indifferentes Wort, das ursprünglich ‚einen guten Geschmack haben' bedeutet (davon — *sapor*, franz. *saveur*), und ferner ‚im Besitz gewisser geistiger Eigenschaften sein'. Um zur Bedeutung ‚klug sein' zu gelangen, bedarf es desselben *recte*, das Sie von ihm trennen wollen". — „Woher kommt es aber," fragt der Schüler, „daß das von *sapere* hergeleitete Partizipium *sapiens* die positive Bedeutung ‚klug' hat, und nicht die indifferente ‚einer der gewissen geistigen Eigenschaften besitzt'?" — „Das ist kein Beweis," antworte ich, „denn die Partizipia indifferenter Verben, die zu Adjektiven geworden sind, erhalten oft eine positive Bedeutung: so bilden Sie vom indifferenten *pati* ‚ertragen' *patiens* ‚einer, der gut ertragen kann, geduldig, zähe'. Aber nennen Sie mir ein Beispiel dafür, daß das Zeitwort *sapere* allein, ohne Attribut, die positive Bedeutung ‚klug sein' hat!" — Für den Augenblick muß der Schüler verstummen, doch in der folgenden Stunde weist er mir als Beispiel nach aus demselben Horaz *sapere aude* — ‚entschließe dich klug zu sein'. — „Ja, das stimmt," muß ich ihm sagen, „ich hatte unrecht."

Solcher Art ist die pädagogisch-moralische Bedeutung der statarischen Schriftstellerlektüre; wie Sie sehen, gibt sie uns das volle Recht, dies Fach moralisch zu nennen. Jetzt wollen wir zum Vergleich zwei andere Fächer heranziehen . . ., wobei ich Sie daran zu denken bitte, daß ich Ihnen wieder ein Kapitel aus der Zukunftswissenschaft der ‚psychologischen Wissenschaftskunde' vortrage; ich bitte Sie ferner, daß Sie mir nicht die Absicht unterschieben, irgend ein Fach herabzusetzen. Gegen

diese Voraussetzung protestiere ich auf das energischste. Ich habe schon einmal erklärt, daß gerade mein Spezialfach mich alle Wissenschaften, die zum grandiosen Gebäude der Gesamtwissenschaft gehören, zu achten gelehrt hat; wie ich dazu gelangt bin, davon will ich noch später reden. Aber, meine Herren, wir haben das Recht, wenn wir das Pferd mit dem Adler vergleichen, zu sagen, daß der Adler wohl Flügel hat, das Pferd aber keine, und das wird nicht heißen, das wir die Bedeutung des Pferdes herabsetzen — es hat dafür andere Vorzüge, die dem Adler abgehen. In gleicher Weise habe ich auch, obgleich ich nicht nur die große Wichtigkeit der Mathematik, sondern auch ihre große erzieherische Bedeutung anerkenne, das Recht zu sagen, daß man die pädagogisch-moralische Kraft, von der ich hier spreche, ihr nicht beimessen kann. Auch sie hat natürlich die Wahrheit zum Ziel, doch wie gelangt sie zu ihr? Auf dem Wege strenger, bestimmter Deduktionen, die keinen wissenschaftlichen Streit zulassen. Eine mit der Wahrheit nicht übereinstimmende Meinung kann sich natürlich nicht halten, doch kann sie auch nicht auf eine irgendwie vernünftige Weise entstehen — wenigstens nicht in der Mathematik, die das Programm des Gymnasialkursus ausmacht. Dies beweist auch schon ihre Geschichte. Es hat selbstverständlich eine Zeit gegeben, in der man nicht wußte, daß die Summe der Winkel im Dreieck gleich zwei rechten ist, oder daß die Summe zweier Zahlen, multipliziert mit ihrer Differenz, gleich der Differenz der Quadrate ist; sobald aber diese Wahrheiten einmal gefunden waren — hat es auch keinen Streit ihretwegen mehr gegeben. Also lehrt die Mathematik Sie nicht, ihrer Meinung auf Grund überzeugender Beweise Ihres Gegners zu entsagen; diese wichtige und fruchtbringende Bezwingung Ihrer selbst, deren Resultat das Zugeständnis bildet: „Anfangs stritt ich mit Ihnen, doch jetzt sehe ich, daß Sie recht hatten," — fordert sie von Ihnen nicht. Und eben daher haben wir das Recht, Sie zu den in sittlicher Beziehung indifferenten — den amoralischen Fächern zu zählen.

Ein anderes Extrem bilden die modernen Sprachen, einschließlich der Muttersprache. Selbstverständlich muß man sie kennen; aber wir sprechen ja hier nicht von den Kenntnissen, sondern davon, wie diese Kenntnisse erworben werden. Wie diese aber erworben werden, das wissen Sie ja: Sie haben sich mangelhaft ausgedrückt — Sie werden verbessert: „so sagt man nicht". Natürlich sagen dies Ihnen Leute, die es wissen, und es dient zu Ihrem Besten, wenn Sie sich deren Korrektur merken — um so schneller werden Sie das Wissen, erwerben, das Sie erstreben. Aber sind Sie etwa Beweisen gewichen, haben Sie sich der Macht der Wissenschaft, der Wahrheit gebeugt? Nein; Wissenschaft und Wahrheit sind hier nicht am Platz; Sie haben sich der

Autorität einer Person unterworfen, bei der Sie ganz mit Recht die geforderten Kenntnisse voraussetzten. Kommt es zu einer Meinungsverschiedenheit, — die entscheidet dieselbe Autorität; gegen das Urteil „so sagt man" oder „so sagt man nicht" ist es nutzlos, sich aufzulehnen oder Beweise zu erbringen. Jetzt stellen Sie sich vor, dies Sich-beugen vor dem Urteil „so sagt man" sei Ihnen in Fleisch und Blut übergegangen; wie wird dann Ihre Stellung sein zu den Fragen, welche Ihnen im Leben entgegentreten werden? Ihre rein dienende Stellung ist schon im voraus bestimmt: es gibt keinen Zweifel, für den das rettende „so sagt man" nicht die Panazee bilden würde. „So sagt man" — ja wer? Das ist ja ganz gleichgültig: die Vorgesetzten, die Gesellschaft, die Partei, die Kameraden, die Presse — der ganze Unterschied besteht nur in der Farbe der Livree. Und darum eben nenne ich die Methode zur Erlangung von Kenntnissen, von der hier die Rede ist, nicht günstig für die pädagogische Moral, darum nenne ich sie unmoralisch. Und wenn auf Kosten der alten Sprachen an den Gymnasien die modernen Sprachen mehr gelehrt würden, so wäre das Resultat nur ein Schwinden der Überzeugbarkeit und ein Wachsen der Unduldsamkeit, unter der unsere Gesellschaft schon jetzt leidet.

So ist dieser Gesichtspunkt der pädagogischen Moral beschaffen — eine neue Seite aus dem noch ungeschriebenen Buche über die psychologische Wissenschaftskunde. Sie zeigt uns, daß die Methode der philologischen Interpretation, welche bei der statarischen Lektüre der alten Schriftsteller angewandt wird — eine im hohen Grade pädagogisch-moralische ist, da sie Meinungsverschiedenheiten zuläßt und diese durch die Autorität der Wissenschaft entscheidet. Unsere Methode ist, von allem anderen abgesehen, schon dadurch wertvoll, daß sie im Menschen die Überzeugbarkeit entwickelt, d. h. die Fähigkeit, neu angeführte Tatsachen zur Kenntnis zu nehmen und ihre Beweiskraft anzuerkennen. Und gerade diese Überzeugbarkeit ist die Vorbedingung für einen fruchtbringenden Streit und für einen vernünftigen Frieden.

Ich habe eben nur die pädagogisch-moralische Seite der philologischen Interpretationsmethode betont; doch hat sie auch noch eine pädagogisch-intellektuelle Seite. In der Tat, was war denn im oben angeführten Beispiel die Ursache meines Fehlers? Ungenügende Beobachtung. Und was verursachte meine Meinungsänderung? Die Vervollständigung meines Beobachtungsmaterials. Und somit müssen wir die Frage nach der Bezeichnung der philologischen Interpretationsmethode also beantworten: es ist die empirisch-beobachtende Methode, im Gegensatz einerseits zu der deduktiven Methode der Mathematik, andererseits zur experimentellen Methode der Physik und der mit ihr ver-

wandten Wissenschaften. Von diesem Gesichtspunkt aus können der philologischen Interpretation nur die Naturwissenschaften im engen Sinne an die Seite gestellt werden — jedoch nur unter der Bedingung, daß das Beobachtungsfeld dem Schüler in voller Unberührtheit zur Verfügung gestellt wird. Ich schicke den Knaben in ein Weidengehölz mit dem Auftrage, zu bestimmen, was die Weide für ein Baum ist, ein ein- oder zweihäusiger; hier wird die Beobachtung Wert haben, da bei der Menge der Bäume die Möglichkeit vorliegt, Fehler zu machen und sie zu verbessern. Doch werden Sie leicht einsehen, daß wir dies Weidengebüsch nicht in die Schule bringen können; nein, in der Schule kommt als einziges Material zur empirisch-beobachtenden Methode die philologische Interpretation in Betracht, da sie allein dem Schüler das ganze Beobachtungsfeld zur Verfügung stellt — nämlich den Text. Der auf diese Art gebildete Verstand des Schülers wird aber — infolge der verwandten Methode — nicht nur zur Arbeit auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, sondern auch auf dem Gebiete des täglichen Lebens vorbereitet sein; im Leben spielt die Deduktion eine geringe Rolle, das Experiment eine noch geringere, die Lebenserfahrung wird fast einzig durch Beobachtung und die daraus gezogenen Schlüsse gewonnen.

Dies sind die beiden methodologischen Seiten. Bevor ich nun zur materiellen Seite der Lektüre übergehe, muß ich vor allen Dingen den intellektualistischen Charakter auch der antiken Literatur betonen. Ich habe oben über den intellektualistischen Charakter der alten Sprachen gesprochen, wobei ich ihnen den sensualistischen Charakter der modernen Sprachen gegenüberstellte; die antike Literatur, als Erzeugnis der Sprache, trägt denselben Stempel. Die Anerkennung der Oberhoheit der Vernunft durchzieht sie in ihrer ganzen Ausdehnung; wie im Griechischen dasselbe Zeitwort — *πείθομαι* — sowohl ‚ich lasse mich überzeugen', als auch ‚ich gehorche' bedeutet, so herrscht in der ganzen griechischen und der von ihr beeinflußten römischen Literatur, gleich einer gemeinsamen Atmosphäre, die Überzeugung, daß die Vernunft den Willen regiert. Es ist wahr, von Leuten, die sich zu Kennern der antiken Welt rechnen, kann man oft die Ansicht hören, sie hätte sich vor dem Schicksal gebeugt. Doch bedarf man, um über die Antike urteilen zu können, sehr bedeutender Kenntnisse; die Antike war (um einen treffenden Ausdruck unseres Philosophen Wl. Solowjews zu gebrauchen) kein Eingeist, sondern ein Vielgeist. Vom Gesichtspunkt des Verhältnisses der Vernunft zum Willen kann man die Entwickelung der Weltliteratur mit einer ballistischen Kurve vergleichen, die zur Ausgangsebene zurückkehrt. Ihren Anfang bilden die ältesten Literaturen, in denen die Taten der Men-

schen dadurch erklärt werden, daß böse oder gute Geister von ihnen Besitz ergriffen haben; bei Homer finden wir noch Überbleibsel dieser Vorstellung, doch macht er schon Versuche, sich von ihr zu befreien, und Äschylos hat siegreich das Prinzip des vollständig freien von der Vernunft geleiteten Willens aufgestellt. Auf diesem Prinzip ist die ganze weitere Philosophie und Literatur der Alten aufgebaut: mit Recht kann sie für den Gipfelpunkt unserer Kurve gelten. Als die modernen Völker auftraten, gewann das Emotionsprinzip die Oberhand über das intellektuelle; der Klassizismus begann den Kampf mit der romantischen Richtung und ihren Nachfolgern, die, obgleich sie verschiedene Namen führten, doch eine gemeinsame Signatur aufwiesen: den Primat des Willens gegenüber der Vernunft. Am weitesten ist in dieser Beziehung die neuere russische Literatur gegangen, besonders Dostojewski. Dies ist bisher der Grenzpunkt: die Kurve ist wieder zur Ausgangsebene zurückgekehrt, die früheren guten und bösen Geister regieren wieder die Menschen unter der Bezeichnung von Leidenschaften und Eingebungen. Das ist eine Vollkommenheit in ihrer Art, aber nicht vom bildenden Gesichtspunkt aus: für den in der Entwicklung begriffenen Menschen ist es von Nutzen, die Macht der Vernunft anzuerkennen, auch wenn das spätere Leben ihm zeigen sollte, daß nicht Vernunft und Überzeugung, sondern Leidenschaft und Laune seine Umgebung leiten.

Ich fahre nun fort. Die alten Schriftsteller waren nicht nur in stilistischer Beziehung sehr sorgfältig — sie standen auch auf der Höhe der Kultur ihrer Zeit und hätten ruhig das stolze Wort Lassalles auf sich anwenden können: „Ich schreibe jedes meiner Worte gerüstet mit der ganzen Bildung meiner Zeit.“ Diese Bildung, in bezug auf Spezialkenntnisse viel geringer als die heutige, war jedoch bei jedem einzelnen ihrer Vertreter bedeutend vielseitiger. Diesen Umstand muß auch die Interpretation der alten Schriftsteller berücksichtigen. Darum kann man auch, nicht ohne Grund, sagen, daß die Wissenschaft von der Antike keine Spezialwissenschaft im Sinne der andern ist, die abgeschlossen für sich, in sich selbst volles Genügen finden; sie ist ein enzyklopädisches Fach, das seine Vertreter unaufhörlich mit anderen Wissensgebieten in Berührung bringt, das in ihm das Bewußtsein der Einheit der Wissenschaft und die Achtung vor ihren einzelnen Zweigen aufrecht erhält und ihm dadurch einen so weiten Horizont schafft, wie ihn keine einzige Spezialwissenschaft gewähren kann. „Ein Philologe kann alles brauchen“, war ein Lieblingsausspruch meines jetzt verstorbenen Lehrers Ribbeck, der auch selbst einer der gebildetsten und aufgeklärtesten Männer seiner Zeit war. Ein Lehrer der alten Sprachen kommt immer wieder in die Lage, bald die Jurisprudenz, bald

das Militär- und Marinewesen, bald die politischen und sozialen Wissenschaften, bald die Psychologie und Ästhetik, bald die Naturwissenschaft und Anthropologie, bald endlich — und zwar am häufigsten — die Lebenserfahrung zur Hilfe heranzuziehen. Es versteht sich, daß ein solcher Lehrer am ehesten ein Leiter seiner Schüler werden kann, denn gerade er kann auf ihren ganzen Geist einwirken, gerade er kann, als ein ganzer Mensch, einen Menschen in dem Alter bilden, wo der Geist noch ein Ganzes bildet, sich noch keiner Spezialität zugewandt hat. Hieraus ist ersichtlich, wie schlecht diejenigen die klassische Schule kennen, die ihr den Vorwurf machen, sie bestimme die Wahl eines Spezialfaches schon im Kindesalter. Ganz im Gegenteil: gerade sie übt bis zur höchsten Klasse inklusive keinen Zwang darauf aus. Zur Erhärtung des Gesagten erlaube ich mir, einige Beispiele anzuführen; wer ihre Zahl vervielfältigen will, wird im schönen Buche Cauers ‚Palaestra vitae' eine reiche Ernte finden.

Bei Sophokles wird im ‚König Ödipus' die Zeit der Sommerweide also bestimmt: „vom Frühling bis zum Arktur" (V. 1137). Die letztere Bezeichnung ist ganz unverständlich; mein wissenschaftliches Gewissen gestattet mir nicht, es bei dieser wörtlichen Übersetzung bewenden zu lassen. Ich muß mir vor allem darüber klar werden, was der Schüler vom Arktur weiß — oder vielmehr darüber, daß er von ihm gar keine Vorstellung hat. Das ist recht schade; es ist nicht schön, im Sternenhimmel nichts als eine gesprenkelte Fläche zu sehen. Ich werde ihm diesen herrlichen, mild leuchtenden Stern auf der Himmelskarte zeigen, werde ihn anweisen, ihn abends aufzufinden: aber das genügt nicht. Was heißt das ‚bis zum Arktur'? Ich muß ihm erklären, was es mit dem Frühaufgang eines Sternes oder Gestirnes für eine Bewandtnis hat — und zu diesem Zwecke muß ich es selber erst verstanden haben. Auch damit ist nicht alles getan: warum greift der Dichter zu einer so komplizierten Zeitbestimmung? Der Frühaufgang des Arkturs fällt ungefähr auf den 10. September; warum sagt er also nicht ‚bis zum September', oder, da er Athener war, ‚bis zum Boëdromion'? Ich muß erklären, daß in jener Zeit die griechischen Gemeinden verschiedene Kalender hatten, so daß der attische Dichter, der in Theben einen Korinther reden läßt, in einen wunderlichen Konflikt geraten würde; wohl oder übel mußte er zum allgemein hellenischen und allgemein menschlichen, zum astronomischen Kalender greifen. . . . Wohl oder übel? Ich denke, eher wohl als übel. Ich werde versuchen, dem Schüler die Schönheit jener Zeit zu Bewußtsein zu bringen, wo der Sternenhimmel den Sterblichen noch so viel zu sagen hatte; wo sie alle seine Wandlungen aufmerksam verfolgten, wo sie nach den Gestirnen die Jahreszeiten, die Zeit der Nachtwachen, die Richtung der See-

fahrten bestimmten; wo die Erkenntnis ihrer ewigen Ordnung ihre Geister erhob zur Ahnung der ewigen Kraft, die sich in ihr offenbarte.

Ein zweites Beispiel — aus der ‚Elektra' desselben Dichters. Die Gattenmörderin Klytämnestra hat ein schreckliches Traumgesicht gehabt; für ihre Tochter Elektra und deren Freundinnen ist es unzweifelhaft, daß dies Gesicht ihr vom grollenden Schatten des Ermordeten gesendet ist und daß somit die Stunde der Vergeltung naht. „Sei getrost," sagen sie ihr, „wohl eingedenk ist dein Erzeuger, der Hellenenfürst — wohl eingedenk auch jenes alte eherne doppelschneidige Beil, das ihn so schmachvoll getötet hat" (V. 483). Haben wir es hier lediglich mit einer ‚poetischen Freiheit' zu tun? Nein: wir fühlen uns in Glaubensvorstellungen einer uralten Zeit versetzt; die Anthropologie allein ist imstande, uns die Weltanschauung zu erklären, aus der diese Bilder und Gefühle geflossen sind. Der Geist des ermordeten Königs, der gramvoll unter den Schatten der Unterwelt umherirrt und Rache verlangt — das ist nicht die Frucht einer dichterischen Phantasie, das ist ein höchst realer Gegenstand des Volksglaubens. Er sendet seinem treulosen Weib jenes schreckliche Traumgesicht; er kann es auch tun, da jene finstre Stätte, wohin sie ihn vor der Zeit hat herniedersteigen lassen, zugleich als Behausung der Träume galt; hier weilen sie tagüber, gleich Fledermäusen in einer Felshöhle schlummernd, von hier flattern sie mit Nachtanbruch heraus. — Aber besonders bezeichnend ist das vom Beile Gesagte. Wie ersichtlich, ist es ebenfalls beseelt, es nimmt teil an den Ereignissen, es ist erfüllt vom Wunsche, den ersten, ruchlosen Mord durch einen zweiten, gerechten und notwendigen zu sühnen; dann erst wird der Fluchgeist, der in ihm wohnt, zur Ruhe kommen. Wir haben es mit einer sogenannten Gegenstandsseele zu tun, einem Überlebsel des uralten Animismus. Diese Vorstellung einer Gegenstandsseele hat in alter Zeit sogar ein Gericht über Gegenstände zur Folge gehabt; sie ist auch jetzt noch nicht ganz geschwunden. Aber, wird man fragen, wozu brauchen wir uns in jene uralte rohe Vorzeit zu versenken? Erstens darum, um sie nicht roh zu finden und uns gegen den unleidlichen Hochmut der ganz Modernen zu immunisieren; vor allem aber deshalb, weil jene Vorzeit die Wiege der sittlichen und rechtlichen Vorstellungen war, von denen wir bis auf den heutigen Tag zehren.

Ich führe noch ein Beispiel an — das besonders dadurch lehrreich ist, daß es Material bietet zum Vergleich der alten mit der modernen Poesie. Im zehnten Gesang der Odyssee wird eine Örtlichkeit auf dem jenseitigen Ufer des Ozeans beschrieben, der Eingang zum Schattenreich. Es ist ein düsteres Bild (V. 510)

ἔνθ' ἀκτή τε λάχεια καὶ ἄλσεα Περσεφονείης,
μακραί τ' αἴγειροι καὶ ἰτέαι ὠλεσίκαρποι.

„Dort ist ein flaches Ufer und Haine der Persephone, (ich übersetze wörtlich:) hohe Pappeln und Weiden, die ihre Früchte verlieren (oder: verderben)." Warum haben die Pappeln und Weiden dies auf den ersten Blick auffällige Epitheton erhalten — das, wie hinzugefügt sein mag, sich im Original bedeutend poetischer ausnimmt, schon aus dem Grunde, weil es durch ein Wort ausgedrückt wird? Die Sache hängt so zusammen: Sowohl die Pappel als auch die Weide gehören zu den sogenannten zweihäusigen Bäumen, d. h. die einen Exemplare bringen nur männliche, die andern nur weibliche Blüten hervor, nicht aber beide zusammen (wie es die Eiche und die große Mehrzahl der andern Bäume tut, die deshalb auch einhäusig genannt werden). Wenn daher die Weiden und Pappeln einzeln oder in Gruppen von Exemplaren nur eines Geschlechts stehen, so können sie nicht befruchtet werden, sie „verlieren ihre Früchte". Natürlich war der Prozeß der Pflanzenbefruchtung Homer unbekannt — daher braucht er auch hier das Wort „Früchte" an Stelle von nicht befruchteten Blüten; aber die Erscheinung des Verlorengehens „der Früchte" selbst war sowohl von ihm als auch von seinen Zuhörern bemerkt worden, und das ist auch der Grund, warum er das unfruchtbare Schattenreich mit Weidenr und Pappeln ausgeschmückt hat: der Gegenstand selbst und sein schönes Epitheton haben hier eine tiefsymbolische, also auch poetische Bedeutung. — Jetzt gestatten Sie mir, dem Herrscher unter den griechischen Dichtern den Herrscher der neueren russischen Poesie, Puschkin, gegenüberzustellen. Ich will Sie an sein herrliches Gedicht erinnern, in dem er den Eindruck beschreibt, den seine Heimat nach langer Trennung auf ihn machte: „Wiedrum betrat ich jenen Erdenfleck" usw. Hier kommt unter anderem folgende Stelle vor:

Auf der Grenze
Der Ahnengüter, wo den Berg hinan
Der Weg sich schlängelt, ausgespült vom Regen,
Da stehn drei Fichten: eine etwas abseits,
Die beiden andern freundschaftlich beisammen.
Wenn ich an ihnen nachts im Mondenschein
Vorbeiritt, grüßte mich der Wipfel Rauschen
Mit wohlbekanntem Laut. Auf diesem Weg
Bin ich hierhergekommen, und sie standen
Vor meinem Auge wieder unverändert,
Und traulich klang ihr Rauschen mir ins Ohr.
Doch rings um ihre alten Wurzelknorren,
Wo vormals alles kahl und öde war,
Ist jetzt ein junges Wäldchen aufgeschossen.
Gleich Kindern drängen sich die jungen Sträucher,
Im Schattenhort der Fichten. Aber abseits
Steht einsam trauernd, wie ein Hagestolz,
Ihr alter Kamerad, und um ihn her
Ist alles öd, wie einst. (Übersetzt von Fr. Fiedler, Reclam.)

Vom poetischen Gesichtspunkt aus ist das Bild tadelfrei; ja, es wäre auch im Übrigen alles gut, wenn der Dichter an Stelle der Fichten, wie Homer, Weiden oder Pappeln gewählt hätte. Die Fichte ist nämlich ein einhäusiger Baum, ein Hagestolz kann sie nicht sein; der Zusammenhang der Erscheinungen, den dem Dichter die Phantasie gemalt hat, entspricht nicht der Wirklichkeit . . . . Bedeutet dies etwa, daß wir Puschkins Dichterruhm schmälern wollen? Nein, natürlich nicht; der Dichter ist nicht verpflichtet, allwissend zu sein, Unkenntnis der Botanik hindert ihn nicht, seine Hauptaufgabe zu erfüllen — „edle Gefühle im Menschen zu wecken". Doch die Tatsache bleibt bestehen: die Poesie Homers und der Alten überhaupt gewinnt, wenn man sie mit den Augen eines Naturforschers betrachtet, — die Poesie Puschkins und der Modernen überhaupt verliert dabei . . . Aber ist es nicht sündhaft, werden Sie mich fragen, sich den Eindruck einer herrlichen, poetischen Stelle durch kleinliche botanische Nörgelei zu zerstören? Ja, es ist sündhaft; da stimme ich mit Ihnen vollständig überein. D. h., mit andern Worten, die moderne Poesie zum statarischen Lesen zu benutzen ist sündhaft — wodurch wieder einmal die Richtigkeit des Wundtschen Wortes bewiesen wird „. . . daher der philologische Betrieb moderner Autoren bekanntlich leicht ins Kleinliche ausartet" (Logik II, 2, 314). Die antike Poesie ist von vielen mit der Natur verglichen worden; der Vergleich ist in vielen Beziehungen gerechtfertigt, unter anderem auch hier. Gleich der Natur bildet sie ein Ganzes und scheut keine Verantwortlichkeit; ganz anders ist es mit der modernen Poesie bestellt. Wenn Sie einen Ring von kunstvollster Juwelierarbeit haben — bewundern Sie ihn, so viel Sie mögen, doch nur mit unbewaffnetem Auge; sonst finden Sie an ihm so viele Mängel, daß Sie die Lust am Betrachten verlieren werden. Aber das Blatt eine Rose, den Flügel eines Schmetterlings können Sie nach Gutdünken unter dem Mikroskop betrachten; jedes erneute Studium wird Ihnen neue interessante und lehrreiche Einzelheiten enthüllen.

Ich habe mit Absicht Stellen ausgewählt, zu deren Erklärung der Philologe die Hilfe von ihm verhältnismäßig fernliegenden Wissenschaften in Anspruch zu nehmen gezwungen ist; hiernach können Sie sich leicht vorstellen, ein wie interessantes und verschiedenartiges Material die statarische Lektüre der alten Autoren in den näherstehenden und verwandteren Wissenschaften bietet — besonders auf dem Gebiet der Geschichte und Ästhetik. Ich muß hierbei bemerken, daß hier in fast allen Beziehungen die griechische Literatur die römische überragt, wie auch die griechischen Autoren, welche in der Schule gelesen werden, meist höher stehen, als die römischen. Wenn daher diejenigen Verteidiger der

klassischen Schule, die das Hauptgewicht auf das Studium der alten Sprachen selbst legen, sich mit der Beibehaltung nur der lateinischen Sprache bis zu einem gewissen Grade befreunden können — so muß denjenigen, die besonders die bildende Bedeutung der antiken Literatur schätzen, naturgemäß die Erhaltung der griechischen Sprache in den Schulen am Herzen liegen . . . vorausgesetzt natürlich, daß sie sich darüber klar sind, was sie eigentlich wollen. — Ferner werden alle, denke ich, darin einig sein, daß die von mir oben angeführten sachlichen Erklärungen nur dann am Platze sind, wenn der vorliegende Abschnitt keine besonderen Schwierigkeiten formaler Natur bietet; wenn ich erst gezwungen bin, in gemeinsamer Arbeit mit dem Schüler festzustellen, was für eine Form ἅλσεα ist, von welchem Zeitwort ὠλεσίκαρποι gebildet ist usw., so würde wohl zu mehr in die Tiefe gehenden und interessanteren Erklärungen die Zeit mangeln. Wer daher vorschlägt, mit den alten Sprachen als solchen erst in den mittleren Klassen zu beginnen, der überträgt dadurch den Kursus der Grammatik aus den mittleren Klassen, wo er heute seinen Abschluß findet, in die höheren und zwingt uns gerade diejenigen Elemente der klassischen Bildung zu opfern, die er doch selbst unbedingt als die wünschenswertesten und nützlichsten anerkennt. Wenn ich vor die Aufgabe gestellt werde, eine Apfelsine in ein für ihre Größe zu kleines Gefäß zu zwängen, so kann ich das natürlich ausführen — zu dem Zweck muß sie zusammengepreßt werden, wobei der Saft ausfließt und nur der Holzstoff nachbleibt.

Doch ich kehre wieder zu meinem Thema zurück. In den vorhergehenden Vorlesungen ist schon auf den historischen Geist hingewiesen worden, den die Antike denen, welche sich mit ihr beschäftigen, übermittelt; ich habe diese Seite auch heute gestreift, im Zusammenhang mit der Semasiologie, doch tritt sie beim Lesen der Schriftsteller noch deutlicher hervor.

Die homerische Gemeinde, die griechischen Staaten zur Zeit der Perserkriege bei Herodot, Athen zur Zeit des Demosthenes, die Entwickelung der römischen Republik bei Livius, ihr Verfall bei Cicero, die Entfaltung des Prinzipats bei Horaz — das ist der politische Hintergrund, der an den Augen des Schülers vorüberzieht, und auf den beim Lesen unaufhörlich hingewiesen werden muß. Schon hier kann das Evolutonsprinzip gefaßt und erläutert werden, an dem auch einige kulturelle und sittliche Elemente teilhaben, während andere siegreich seinem Ansturm trotzen und vom Anfang bis zum Ende unerschüttert bleiben: Homers Gemeinde ist zerfallen, aber die Liebe Hektors zu Andromache ist darum nicht zum Anachronismus geworden. Und alles in allem bilden die Epochen der Antike zusammengenommen doch einen gemeinsamen, für unsere Zeit fast gleich weit entfernten Hinter-

grund; beim Studium desselben erhalten wir eine gemeinsame Ausgangsebene für alle Ideen, von denen wir jetzt noch leben. Hierbei hat die sittliche Abschätzung der Erscheinungen und Ideen, bei all ihrer Wichtigkeit, keinen Einfluß auf die Abschätzung ihrer Bedeutung. Die Sklaverei ist natürlich eine traurige Erscheinung; aber sie ist gestürzt, und zwar gestürzt unter dem Ansturm der antiken Ideen von der Einheit der menschlichen Natur. Das Gericht des öffentlichen Gewissens ist dagegen eine sympathische, leuchtende Erscheinung — daher ist es auch nach langem Schlafe unter dem Einflusse derselben antiken Ideen wieder erweckt worden. Und so ist es überall: das Schlechte erweist sich als nicht lebensfähig und geht zugrunde; das Gute ist lebensfähig und siegt. Darin liegt auch, glaub ich, der Grund jenes Optimismus und Idealismus, jener gesunden, guten Gemütsstimmung, welche uns das Studium der Antike einflößt; die Tatsache an sich ist schon lange beobachtet worden, und schon der deutsche Schriftsteller aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, J. P. Richter, hat gesagt: „Die heutige Menschheit wurde in einem bodenlosen Abgrund versinken, wenn die Jugend auf dem Wege zum Jahrmarkt des Lebens nicht den stillen Tempel des erhabenen klassischen Altertums durchschritte". (Levana.)

Das hier berührte Motiv schließt sich eng an ein anderes an, welches sich auf den eigentlichen Sinn der Interpretation bezieht. Jeder Schriftsteller, der diesen Namen verdient, schreibt so, daß ihn die erwachsenen und gebildeten Zeitgenossen ohne Erklärung verstehen können. Die Erläuterung tritt erst dann in ihre Rechte, wenn der historische Hintergrund, auf dem das betreffende Werk an sich verständlich war, sich verändert hat — je mehr er sich verändert hat, eine desto dankbarere Aufgabe bietet sich dem Interpreten. Darum ist sie auch in Bezug auf die antike Literatur so dankbar, während die in der Schule geübte Interpretation der neueren Schriftsteller, nach der oben angeführten Bemerkung Wundts, leicht ins Kleinliche ausartet; dies ist auch einer der Gründe — nicht der einzige — weshalb wir die Meinung Goethe's die er in den Gesprächen mit Eckermann (T. III, 99) zum Ausdruck bringt, als richtig anerkennen müssen: „Man studiere nicht die Mitgeborenen und Mitstrebenden, sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrhunderten gleichen Wert und gleiches Ansehen behalten haben .... Man studiere Molière, man studiere Shakespeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen, und immer die alten Griechen."

Nun will ich noch einen Punkt streifen. Es gibt ein jedem Menschen wertvolles Gefühl, zu dem ihn nur die Schule erziehen kann; das ist — das Gefühl für die Wahrheit in des Wortes weiterer Bedeutung. In der engeren Bedeutung deckt

es sich mit der Forderung, der Mensch solle in seinen Worten nicht das Bild willkürlich verändern, das die Sinne und die Reflexion seinem Gedächtnis eingeprägt haben, d. h. er solle nicht lügen; in der weiteren jedoch schließt es auch die Forderung in sich, daß dieses Bild nach Möglichkeit der Wirklichkeit entspreche. Das erste ohne das zweite ist fast nutzlos; was hätte es für einen Zweck, daß der Photograph seine Bilder nicht retouchiert, wenn er über einen so unzulänglichen Apparat verfügt, daß jedes Bild als Karikatur erscheint? Und eben dies zweite, das Gefühl für die Wahrheit in der weiteren und wesentlicheren Bedeutung, muß die Schule entwickeln, da die Familie dazu nicht imstande ist; in der Familie hört der Knabe immerfort leichtfertig gefällte Urteile, die von der Sympathie oder Antipathie diktiert sind, und gewöhnt sich daran, auf dieselbe bequeme Weise sich sein Urteil zu bilden; nur die Schule kann ihn lehren, wie wir zu arbeiten haben, damit unser Urteil der Wahrheit entspreche. Hier ist die wichtigste Forderung — daß der Mensch sein Wissen nicht aus dritter und zehnter, sondern aus erster Hand schöpfe. Und hierbei spielt unsere statarische Lektüre eine Hauptrolle. Alle andern Kenntnisse schöpft der Knabe aus dritter und zehnter Hand — nur die antike Kultur lernt er aus Urquellen kennen: indem er Herodot und Livius liest, liest er zugleich auch die Urquellen der griechischen und römischen Geschichte, dieselben, nach denen Grote und Mommsen gearbeitet haben. — Es ist leicht zu verstehen, wie viel die erzieherische Bedeutung der Antike verlieren würde, wenn die Originale durch Übersetzungen ersetzt werden sollten. Ich will nicht davon sprechen, daß ich den Schüler daran gewöhne, sich mit Kenntnissen aus zweiter Hand zu benügen, indem ich ihm die Urquellen verstopfe, — schon dies allein ist nicht gut, doch ist es lange noch nicht alles. Der berühmte Jurist Jhering hat aus einer Sophoklesstelle eine völlig verkehrte Ansicht über die Vielweiberei im heroischen Zeitalter hergeleitet (Entwicklungsgesch. d. röm. R.); dabei hat er sich einer Übersetzung bedient, das Original hätte ihn vor diesem Fehler bewahrt. Die philologische Kritik hat ihm diesen Fehler nicht durchgelassen und mit Recht darin ein Abweichen von ihrer Devise ‚ad fontes!' gesehen. Und man soll mir nicht einwerfen, daß die klassische Schule ihren Zöglingen doch keine so hinreichenden Kenntnisse übermittelt, daß sie die Urquellen lesen könnten; wie unzulänglich diese Kenntnisse auch sein mögen, — sie genügen, um einem Menschen, der in die Lage kommt, von einem alten Schriftsteller Kenntnis nehmen zu müssen (und in diese Lage kann in unserem historischen Zeitalter jeder Forscher und Schriftsteller kommen) den Vergleich der Übersetzung mit dem Original zu ermöglichen. Und mir fällt die Klage des

größten Genies des russischen Volkes ein, der sogar dieser Möglichkeit beraubt war; der, als ihn seine poetische Mission zum Studium der Urformen der Poesie führte, diese nach den neuesten Übersetzungen studieren mußte, deren Unzulänglichkeit seine feinfühlige Seele so richtig erkannte; die Klage: „Wie raufe ich mir oft das Haar, daß ich keine klassische Bildung genossen habe!" — Dies sind Puschkins Worte an Pogodin.[1])

Hiermit gestatten Sie mir, für heute zu schließen. Das Gesagte ist natürlich keine erschöpfende Charakteristik der antiken Literatur: Vieles mußte ausgelassen werden, einiges wird sich noch im Zusammenhang mit den übrigen Elementen der Geisteskultur der Alten — ihrer Religion, Philosophie, Kunst — nachtragen lassen Doch wird das die Aufgabe meiner weiteren Vorlesungen bilden müssen.

[1]) Barsukow. Das Leben und die Werke Pogodins. T. III, 59.

FÜNFTE VORLESUNG.

Bis jetzt haben wir uns in dem engen Kreise, den ich mit dem Worte ‚Schulantike' bezeichnet habe, bewegt; ich bemühte mich, die bildende Bedeutung der Studien klarzustellen, welche in den klassischen Gymnasien die zum Erlernen der sogenannten ‚alten Sprachen' bestimmten Stunden ausfüllen. Es waren dies, wie Sie sie sich erinnern werden — erstens, das System der alten Sprachen als solcher, das in seinen drei Bestandteilen, der Etymologie, Semasiologie und Syntax, gelehrt wird; und zweitens die Literatur der beiden Völker, die an der Hand der Urtexte während der sogenannten Klassenlektüre der Schriftsteller durchgenommen wird. Aber die Rolle, die die Antike spielt, und ihre Bedeutung für unsere heutige Gesellschaft beschränkt sich nicht auf den Teil von ihr, der in der Schule behandelt wird: wie ich schon in der ersten Vorlesung gesagt habe, sehe ich in der Antike eine der Hauptkräfte, die auf die Kultur der europäischen Menschheit einwirken. Diese kulturelle Bedeutung festzustellen und zu erklären — das ist die Aufgabe, an deren Lösung wir nun herantreten.

Bevor wir jedoch ans Werk gehen, wollen wir einen letzten Blick auf die Schule und die Schulantike zurückwerfen. Habe ich etwa alles gesagt und entwickelt? Selbstverständlich nicht. Weder machten noch machen meine Erwägungen Anspruch auf Vollständigkeit; ich wollte nur Ihre Aufmerksamkeit auf die wichtigsten Seiten des Gegenstandes lenken, oder, um mich vorsichtiger auszudrücken, auf die, welche mir die wichtigsten schienen; als Gewissenspflicht erscheint es mir, wenn auch in aller Kürze, auf diejenigen Seiten hinzuweisen, die andern als die wichtigsten erscheinen mögen, und die ich mit Absicht nicht berührt habe. Es sind dies zwei: als ich die intellektualistische Bedeutung der Antike betonte, habe ich ihre sittliche Bedeutung beiseite gelassen; gleicherweise habe ich, als ich mich über die bildende Bedeutung der Antike ausließ, fast ganz das sie begleitende Utilitätselement vergessen. Das nachzuholen, geht jetzt nicht mehr an; gestatten Sie mir nur, die zwei Einwendungen klarer zu formulieren.

Ich habe die unmittelbar sittliche Bedeutung der Antike für die Erziehung beiseite gelassen; andere hätten vielleicht gerade diese hervorzuheben gesucht. Sie hätten uns darauf hingewiesen, daß die Antike uns unsterbliche Vorbilder sittlicher Größe und heroischen Bürgersinns überliefert hat, wie sie sich in ihren historischen Helden — Leonidas und Aristides, Fabricius und Regulus, und vor allen Dingen und hauptsächlich in Sokrates — oder in den durch die reiche Phantasie ihrer Dichter geschaffenen Gestalten — des Achilles und der Antigone, des Ödipus und der Iphigenie — verkörpert haben. Ich glaube, das ebenso gut und ebenso stark zu empfinden, wie nur irgend jemand; aber davon zu sprechen trug und trage ich Bedenken. Ich bin absichtlich auf dem Gebiet des Intellektualismus geblieben; auch hier haben sich uns keine leichten, aber dennoch lösbare Aufgaben entgegengestellt. Der Prozeß aber der sittlichen Reaktion ist mir vollständig rätselhaft, und ich kann nicht einmal erkennen, in welcher Richtung wir seine Enthüllung zu suchen haben. Wenn ich somit alle hierauf bezüglichen Fragen beiseite gelassen habe, so geschah das nicht, weil ich ihnen keine Bedeutung beimaß, sondern weil ich mir ihnen gegenüber meiner Ohnmacht bewußt war.

Anders steht es mit der utilitarischen Bedeutung der Antike; diesen Punkt habe ich deshalb beiseite gelassen, weil ich ihm nur eine Bedeutung zweiten Ranges beimessen konnte. Ich weiß, daß viele mir hierin nicht beistimmen werden; jeder, welcher die Frage in der Form stellt: „welchen Nutzen habe ich im Leben von der lateinischen und griechischen Sprache?“ meint vor allen Dingen und ausschließlich ihre utilitarische Bedeutung. Und eine solche haben sie natürlich auch, und sie würde wenigstens für eine weitere Vorlesung ausreichenden Stoff bieten; aber unsere Zeit ist knapp bemessen, den Utilitätsgesichtspunkt müssen wir beiseite lassen. Damit er sich jedoch nicht ganz übergangen glaubt, wollen wir dennoch kurz, ohne auf Einzelheiten einzugehen, die wichtigsten hierauf bezüglichen Thesen formulieren. Also: erstens muß man die lateinische Sprache kennen, um sich bewußt die französische und überhaupt die romanischen Sprachen aneignen zu können, deren Erlernung die Kenntnis der lateinischen Sprache geistig belebt und erleichtert. Zweitens ist die Kenntnis der lateinischen Sprache dem Juristen unentbehrlich, in Anbetracht der wichtigen Rolle, die das römische Recht, sowohl in der Entwickelung des modernen Rechts, als auch beim Studium der Rechtswissenschaften an der Universität, gespielt hat und noch immer spielt. Drittens ist die Kenntnis beider alten Sprachen nötig zum Verständnis ihres lexikalischen Bestandteiles, der in alle Kultursprachen Eingang gefunden hat, besonders aber — um sich die wissenschaftliche

Terminologie einprägen zu können, die sie erleichtert und durchgeistigt; diese Seite macht sich besonders den Medizinern und Naturwissenschaftlern bemerkbar. Viertens, bedürfen unbedingt der Kenntnis der beiden alten Sprachen die künftigen Historiker und Philologen, die wieder ihrerseits dem Lande unentbehrlich sind. Endlich bedarf, kraft kultureller Bedingungen, die ich zum Teil schon gestreift habe, besonders Rußland der Kenntnis der griechischen Sprache, da seine Kultur Byzanz zum Ausgangspunkte hat; ein russischer Literaturforscher und Historiker, der nicht griechisch versteht, ist als selbständiger Gelehrter einfach undenkbar. Dies sind die Erwägungen utilitarischen Charakters zum Besten der klassischen Bildung; man könnte sie bedeutend ausführlicher entwickeln, begründen und illustrieren, — dies wäre gar nicht so schwierig und würde sehr überzeugend wirken. Aber erstens, muß ich wiederholen, haben wir hierzu keine Zeit; zweitens kann diese Aufgabe, eben weil sie verhältnismäßig so leicht ist, der Einsicht jedes einzelnen überlassen werden; drittens endlich hatten wir schon die Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß das Utilitätsprinzip in der Schule nur eine helfende und dienende Rolle spielen kann.

Aber nun wollen wir die Schule und ihre Aufgaben verlassen; ihre Zöglinge, die Gymnasiasten und Realschüler, sind aus der Schule ins Leben getreten, haben sich Spezialwissenschaften zugewandt und bilden nun, jeder gerüstet mit seinem Wissen, seinem Können und seinen Erfahrungen, die gebildete Gesellschaft. Innerhalb dieser Gesellschaft vollzieht sich nun unter Beteiligung aller ihrer Glieder der Austausch der Kulturgüter; das Resultat dieses Austausches ist — die geistige und sittliche Kultur der Gesellschaft in der betreffenden Epoche. Nun fragt es sich: Bildet die Antike einen Bestandteil dieser Kultur, und wenn ja, worin besteht ihre Bedeutung?

Bevor ich an die Beantwortung dieser Frage herantrete, halte ich es für nützlich, Ihnen die entsprechende Antithese, — die zweite von den dreien, die ich zu Beginn meiner Vorlesungen aufgestellt habe, ins Gedächtnis zurückzurufen. „In betreff der Antike als eines Elements der modernen Kultur," sagte ich damals, „hat in der Gesellschaft die Meinung feste Wurzeln gefaßt, daß sie darin eine nichtige Rolle spiele, da sie durch die Erfolge des modernen Denkens schon lange überflügelt sei; der Kenner wird Ihnen aber sagen, daß unsere geistige und sittliche Kultur der Antike noch nie so nah gestanden hat, daß wir sie noch nie so nötig gehabt haben, daß wir aber auch noch nie so vorbereitet gewesen sind, sie zu verstehen und in uns aufzunehmen, wie gerade jetzt." Damals habe ich auch die bemerkt, daß die erste dieser beiden Meinungen — die Frucht eines Mißverständnisses ist; ich will Ihnen nun erklären, worauf dieses

Mißverständnis beruht. Viele sind nämlich nicht imstande, sich eine andere Vorstellung vom Einflusse der Antike auf unsere heutige Kultur zu bilden, als die, welche in der Anerkennung der Antike als Norm für die Gegenwart begründet ist. Dann fragen sie: worin zeigt sich denn diese normative Bedeutung der Antike für unsere Kultur? — und antworten nicht ohne Grund: in nichts. Kann etwa die antike heidnische Religion unserer christlichen als Norm und Vorbild gelten? Natürlich nicht. Können wir unsere Staaten nach Analogie der antiken einrichten, sei es nun die athenische Republik, oder das römische Imperium? Auch nicht. Kann unsere Kenntnis der Natur und des Menschen durch Tatsachen, die den Alten bekannt waren, uns aber unbekannt sind, bereichert werden? Nein, oder doch nicht bedeutend. Sollen wir unsere Poesie, Architektur, Malerei in den Rahmen der antiken Technik dieser drei Künste zwängen? Nein. Was kann somit die Antike für unsere heutige Kultur sein? — Sehr viel.

Der normative Gesichtspunkt ist nämlich a priori nicht nur in bezug auf die Antike, sondern auch sonst verfehlt. Wir alle, die wir das Feld der Antike bebauen im Bewußtsein der Wichtigkeit und Fruchtbarkeit unserer Tätigkeit für unsere Zeitgenossen und Nachkommen — wir alle protestieren einstimmig gegen diesen Gesichtspunkt, der uns insinuiert wird . . . . . bisweilen von Verbündeten, deren Eifer aber in keinem Verhältnis steht zu ihrer Vernunft, öfter jedoch von unwissenden oder böswilligen Gegnern. Nein, meine Herren; wir beabsichtigen nicht, Sie zum Gewesenen zurückzuführen; unsere Blicke sind vorwärts und nicht rückwärts gerichtet. Wenn die Eiche ihre Wurzeln tief ins Erdreich versenkt, auf dem sie wächst, so tut sie das nicht, weil sie zurück in die Erde wachsen will — sondern weil sie aus diesem Boden die Kraft schöpft, die es ihr ermöglicht, sich zum Himmel zu erheben und alle Sträucher und Gräser, die ihre Lebenskraft nur aus der Oberfläche erhalten, zu überwachsen. Die Antike soll nicht die Norm, sondern eine belebende Kraft der heutigen Kultur sein.

Und von diesem Gesichtspunkt aus wird der Satz verständlich, daß der menschliche Geist noch niemals so vorbereitet gewesen ist, die Antike zu begreifen und aufzunehmen, als gerade jetzt — denn er bedarf einer entsprechenden Ergänzung: „noch niemals war die Antike so geeignet, vom Menschen verstanden und aufgenommen zu werden, als gerade jetzt"; aber diese Ergänzung betrifft nicht mehr die Antike selbst, sondern die Wissenschaft von der Antike, diese Wissenschaft aber müssen wir, in Übereinstimmung mit unserem Programm, auf später verschieben. — Es gab eine Zeit, da die Leute die Geschichte ihres Vaterlandes nicht kannten und sich auch nicht für sie

interessierten; „Sie finden alles in der alten Geschichte", sagte noch Mably, dessen Tätigkeit in die Zeit vor der französischen Revolution fällt, „es ist nicht nötig, die neue Geschichte zu studieren, in der man doch nichts, als Dummheiten und Roheiten findet". Damals suchten eben die Menschen in der Vergangenheit Normen für die Gegenwart. Doch es erwachte der historische Sinn; das Studium der vaterländischen Geschichte zog die Menschen wohl von dem Studium der alten Geschichte ab, aber es verlieh dafür der letzteren eine neue, bisher unbekannte Bedeutung. Es zeigte sich, daß die Kulturgeschichte jedes der modernen Völker ein kleines Bächlein bildete, bis sich in sie der breite Strom der Antike ergoß, der alle Ideen mit sich führte, von denen wir noch heute leben, einschließlich des Christentums; so ergibt sich denn, bei historischer Betrachtung, daß jeder von uns zwei Vaterländer besitzt: das eine ist das Land, nach dem wir uns nennen, das andere — die Antike. Um dies in einer kurzen Formel auszudrücken, gestatten Sie mir, die Lehre der griechischen Theologen heranzuziehen, die in der Natur des Menschen drei Bestandteile unterschieden — den Leib, die Seele und den Geist (*σῶμα, ψυχή, πνεῦμα*), — und zu sagen: unser Vaterland nach Leib und Seele — ist Rußland für die Russen, Deutschland für die Deutschen, Frankreich für die Franzosen; unser Vaterland nach dem Geiste ist für uns insgesamt die Antike. Das, was die Völker Europas einheitlich verbindet, ungeachtet ihres nationalen und Stammesunterschiedes — das ist ihre gemeinsame Abstammung von der Antike. Wir denken in gleicher Weise — darum verstehen wir auch einander, während die Völker, welche nicht zur europäischen Kultur gehören, mögen sie zivilisiert oder unzivilisiert sein, weder einander noch uns verstehen. Und diese Tatsache ist den Völkern schon, wenn auch noch lange nicht in genügendem Maße, zum Bewußtsein gelangt; sie sehen immer mehr die Antike als ihr gemeinsames Vaterland an. Italien und Griechenland — sie sind uns allen fast heilige Länder; die Kulturvölker Europas suchen, jedes seinen Kräften angemessen, sich eines Fleckchens Erde dort zu Forschungen und Ausgrabungen zu versichern; jede einigermaßen wichtige Entdeckung auf dem Gebiet der alten Literatur und Kunst erregt das Interesse der ganzen zivilisierten Welt, während gleiche Entdeckungen auf dem Gebiet der neuen Literaturen und Künste selten die Geister außerhalb der Grenzen des Staates, den sie unmittelbar angehen, erregen. Ja, das gemeinsame antike Vaterland — das ist das Fundament der Einheit der europäischen Zivilisation; darum eben dienen auch umgekehrt die zentripetalen Kräfte in der europäischen Menschheit direkt oder indirekt zum Nutzen des Studiums der Antike. Diese Sachlage ist von Wichtigkeit für

das Verhältnis der beiden Parteien, in die die Gesellschaft in den Ländern europäischer Kultur zerfällt, zur Antike — der Nationalisten und ‚Europaisten', oder wie sie bei uns heißen, der Slavophilen und ‚Westler'. — Wenn ein Nationalist sich zur Antike ablehnend verhält, so ist das einfache Unbildung: er weiß nicht, oder vergißt, daß die Antike seit jeher ein Element der Kultur seines Volkes bildet, daß er also, indem er die Antike verachtet, sich zur Unkenntnis dessen verurteilt, was er doch wissen wollte. Wenn aber ein Westler dasselbe tut, so ist das schon eine doppelte Unbildung: er sägt direkt, möchte man sagen, den Ast ab, auf dem er sitzt.

Somit hat uns die Entwickelung der Kulturgeschichte der modernen Völker klar gemacht, eine wie ungeheuere Rolle das antike Vaterland bei der Bildung ihres Verstandes- und Geisteswesens gespielt hat; ist damit alles gesagt? Nein, nicht alles. Denn dagegen gäbe es doch eine sehr einfache Erwiderung; wozu brauchen wir überhaupt die Vergangenheit? lebt der Gegenwart! Ja, natürlich; aber hier kommen die Naturwissenschaften, besonders die Biologie, der Geschichte zu Hilfe, indem sie den oberflächlichen Weisheitssatz: „was gewesen ist, ist nicht", umstoßen. Nein, meine Herren — was gewesen ist, das ist; wir können uns von unserer Vergangenheit nicht losmachen, da sie in uns selbst fortlebt, ganz wie in einer hundertjährigen Eiche ihre ganze Vergangenheit von der Zeit an, wo sie noch ein einjähriges Stämmchen war, fortlebt. Dieses stimmt für jedes Individuum und stimmt um so mehr für Gesellschaften und Völker. Wir müssen unsere Vergangenheit studieren, um uns selbst zu erkennen, da wir — ein Resultat dieser Vergangenheit sind. Uns selbst aber müssen wir kennen, um unser Geschick vernünftig leiten zu können, um nicht unbewußt, wie das Vieh, dahinzuleben. Diese Wissenschaft lehrt die Schule nicht — sie wird im Laufe des Lebens erworben, da sie das Resultat jenes Austausches der Kulturgüter bildet, von dem schon anfangs die Rede war.

Gehen wir indessen zu den Einzelheiten über — zu den Kulturelementen, die das Altertum uns vermacht hat, und die wir als belebende Säfte für unsere eigene Kultur gebrauchen. Hier steht an erster Stelle natürlich die Religion.

Das Altertum hat uns jedoch nicht eine, sondern zwei Religionen vermacht: die christliche und die heidnische (die antike im engen Sinne). Tatsächlich kann man das Christentum von der Antike nicht trennen; erstens (wenn auch nicht vor allem) weil die griechische Sprache zugleich auch die Sprache der ältesten christlichen Schriften ist, — und die Sprache ist, wie wir gesehen haben, des Volkes Bekenntnis. Ja, das Christentum in der Gestalt, in welcher es auf uns gekommen ist, hat das griechi-

sche Volk großgezogen; es trägt bis heute seinen unverwischbaren Stempel. Wir können das Christentum nicht begreifen, ohne seine griechischen Schriftdenkmäler zu studieren; nehmen wir z. B. die bei uns so berühmte Lehre davon, daß man dem Bösen nicht widerstreben soll. Hat wirklich der Heiland gelehrt, ‚dem Bösen' nicht zu widerstreben . . . oder nur, ihm nicht ‚durch Böses' zu widerstreben? Es ist nicht meine Aufgabe, diesen Streit zu entscheiden; aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie, um ihn zu entscheiden, nicht von einer Übersetzung, sondern selbstverständlich vom griechischen Urtext ausgehen müssen, — und der ist wirklich etwas zweideutig: im Satze *μη ἀντιστῆναι τῶ πονηρῶ* kann das letzte Wort sowohl ‚dem Bösen', als auch ‚durch Böses' bedeuten. Hieraus sehen Sie, welche Bedeutung die griechische Sprache für den gebildeten Christen hat; doch dies nur nebenbei, unser Thema lautet hier anders.

Ich habe das Christentum der Antike zugerechnet, erstens, weil das Griechische die Sprache des ursprünglichen Christentums war; aber hauptsächlich darum, weil es mit der Antike durch die Gemeinsamkeit der Entwickelung und der Stimmung verbunden ist. Das Christentum bildete natürlich die Erfüllung des hebräischen Gesetzes und der alttestamentlichen Prophezeihungen; doch bildete es mindestens in gleichem Maße die Erfüllung jahrhundertelanger Bestrebungen und Hoffnungen der antiken Völker. Das hat man früher nicht gewußt und hielt daher jene zweite, im engen Sinne antike Religion für nutzlos und sogar für schädlich; aber jetzt ist es hinlänglich bekannt und erforscht. Wir beugen uns vor der großartigen Auffassung dieser heidnischen antiken Religion; wir lesen mit wahrer Ehrfurcht das Gebet zu Zeus bei Äschylos, — ich habe in der vorigen Vorlesung einen Abschnitt aus ihm angeführt — in dem er seinem Gott, „wer er auch immer sei", dafür Dank zollt, daß er „den Menschen auf den Weg der Erkenntnis geführt hat, indem er dem Worte: ‚durch Leiden lerne' Kraft verliehen hat! Und siehe, in der Nacht kommt an Stelle des Schlafes die nieschlummernde Sorge und nagt mit stetem Tropfen an unserem Herzen, und gegen unseren Willen lernen wir tugendhaft sein. So ist die Gnade (*χάρις*), die dem Menschen von Gott widerfahren ist, der machtvoll am heiligen Steuer des Weltalls sitzt'.

Wie Sie sehen, mache ich einen Unterschied zwischen der antiken Religion und der antiken Mythologie, die früher identifiziert wurden; natürlich sind einige Mythen auch Träger religiöser Lehren, doch zur Mehrzahl kann unser, wie auch der Alten Verhältnis nur ein ästhetisches oder ethisches sein. Was soll man über diese antike, oder richtiger, griechische Mytho-

logie sagen? Ich wünschte wohl, die Verse unseres Dichters[1]) ständen mir zu Gebote, um lebendig und wahr die Märchenwelt der Antike beschreiben zu können, dieses Rauschen der immergrünen Eiche der griechischen Sage, die dem Boden des ältesten griechischen Heiligtums, dem sturmumbrausten Dodona entsprossen ist; was gibt es da nicht alles für Bilder! Da ist der grimme Achill, der verhärteten Herzens zuschaut, wie die Schiffe seines Volkes aufflammen, als Genugtuung für die ihm angetane Kränkung; da ist der königliche Greis Priamos, der, um den Leichnam seines Sohnes auszulösen, demütig die Hand seines Mörders küßt; da ist der edle Dulder Odysseus, der, während eine Göttin ihn liebkost, sich nach seinem fernen Heimatlande sehnt; da sammelt der mutige Jason die Helden zum wunderbaren Zuge ins goldene Kolchis; da steigt der treue Orpheus ins Schattenreich hinab, um von der Beherrscherin der Toten seine Eurydice zu erflehen; da erkauft die stolze Märtyrerin Antigone mit ihrem Leben das Recht, dem toten Bruder die letzte Liebespflicht zu erweisen; da geht die sanfte Iphigenie für des Vaters Ruhm freiwillig in den Tod; da erschlägt die eifersüchtige Medea in ihrem Rachewahn ihre Kinder; da weint das steinerne Bild der einst gesegneten Niobe über sein zerstörtes Glück. Diese Gestalten sind niemals gestorben; sie fesselten die größten Geister der Antike, solange sie am Leben war; nach ihrem Tode aber übernahm sie das Mittelalter, wo sie ein neues Leben zum Teil unter denselben, zum Teil unter anderen Namen lebten. Die schöne Venus lockt die Ritter in ihre Zaubergrotte; der kühne Seefahrer Odysseus segelt in den Ozean hinein, bis sein Fahrzeug am senkrechten Felsen des Fegefeuers zerschellt; die Zauberin Circe hält unter dem Namen Armida die Kreuzfahrer von ihrer heiligen Ruhmestat zurück; Helena tauschte die griechischen Helden ein gegen den Gedankenheros Faust. Und reicher, immer reicher wird der Blütenkranz der Poesie über den Häuptern der Helden der griechischen Sagen; jede Epoche der Neuzeit fügte ihm ihre Blüten hinzu. Achilles und Ödipus, Antigone und Medea — das sind schon keine griechischen Gestalten mehr: die Liebe der ganzen Menschheit hat sie aufgenommen. So sind sie auf uns gekommen: jetzt sind sie unser — das herrlichste Erbteil unseres geistigen Vaterlandes. Und wir machen sie uns seelenverwandt, uns zu Genuß und Lehre; und tatsächlich haben diese Gestalten, nachdem sie die läuternde Glut der Weltgeschichte überwunden haben, das Zufällige und Bedingte, man könnte sagen, Irdische

[1]) Gemeint ist Puschkin, der im Eingange seines Märchenepos ‚Ruslan und Ludmila' die russische Märchenwelt ähnlich geschildert hat, wie es hier mit der griechischen versucht wird.

verloren, das ihnen anfangs eigen war; jetzt sind es Verkörperungen reiner Ideen, von unschätzbarem Werte für den Dichter und Denker. Und nicht nur für ihn; ich habe schon gesagt, daß diese Gestalten in Werken der neueren Zeit, bei uns unter fremden Namen fortleben. Der unglückliche Orestes, den die Pflicht der Blutrache drückt, lebt fort auf unserer Bühne im Dänenprinzen Hamlet; doch ist dies nur der kleinste Teil. Wie viele hocherzige Märtyrerinnen verdanken der Antigone ihre Entstehung, wie viele finstere Eifersüchtige — der Medea! Das ist oft nicht einmal ihren Dichtern bewußt; sie glauben der Stimme ihrer eigenen Seele zu lauschen — und wissen es nicht, daß es das gleiche Rauschen der immergrünen Eiche der griechischen Sage ist, die dem Haine des pelasgischen Zeus im sturmumbrausten Dodona entsprossen ist . . .

Die Mythologie führt uns auf natürliche Weise von der Religion zur Literatur der Antike, da sie den Inhalt eines bedeutenden Teiles ihrer poetischen Werke bildet; aber die antike Literatur ist uns nicht nur wegen ihres Inhalts von Wichtigkeit — sie ist es uns wegen ihrer Form und hauptsächlich wegen ihres Geistes. Was die Form anbetrifft, so bitte ich Sie, daran zu denken, daß die Antike alle literarischen Typen, von denen unsere Literatur lebt, geschaffen hat — tatsächlich geschaffen, da sie vorher nicht existierten — und dabei nicht auf einmal, sondern einen nach dem andern in ihrem organischen Entwickelungsprozeß. Und hier möchte ich an jeden, der sich für die Literatur interessiert, — und jeder interessiert sich heute für sie, — die Frage stellen, was er angesichts dieser Literaturtypen, denen er in seinem Leben begegnet, empfindet? Warum sind es gerade die Tragödie, die Komödie, der Roman, die Novelle, die Lyrik, das Epigramm usw., und nicht andere? Weshalb sind für einige Literaturtypen Reim und Versmaß erforderlich, für andere — nur das Versmaß, für noch andere — weder Reim noch Versmaß? Was, wiederhole ich, empfindet ein Mensch, der sich für die Literatur interessiert, angesichts dieser Tatsachen? — Nun, ich denke, die Mehrzahl wird, ehrlich gesprochen, antworten: rein gar nichts. Und wirklich, wer nur von der Gegenwart lebt, der entwöhnt sich gar bald des Denkens: — denn Denken heißt doch, Ursache und Folge verbinden, die Ursache für die Gegenwart liegt aber in der Vergangenheit. Doch nehmen wir einen nachdenklichen Menschen. Er wird sich wahrscheinlich, um eine Erklärung der Ursache zu erhalten, an die Literaturwissenschaft, die Theorie der Literatur, wenden — und schnell enttäuscht sein: die Theorie der Literatur als Wissenschaft ist der Zukunft vorbehalten, bisher klassifiziert und illustriert sie eher, als daß sie erklärt. Nein, jetzt gibt es für einen nachdenklichen

Menschen nur einen Weg: die Frage über den Sinn der Literaturtypen beantwortet nur die Geschichte ihrer Entstehung d. h. die antike Literatur. Hier sehen wir mit eigenen Augen, wie sich aus dem lyrisch-epischen Urkeim zuerst die epische Poesie entwickelt; da es keine Schrift gab, so war das Gedächtnis der einzige Aufbewahrungsort für alles, was man wissen mußte, dem Gedächtnis aber mußten Versmaß und Melodie zu Hilfe kommen. Und daher fand im Epos alles Platz, was man wissen mußte: die Taten der Götter und der Vorfahren, Prophezeiungen, Gesetze, Anleitungen zum Leben und zum Arbeiten; daher stammt seine Teilung in einen heroischen und didaktischen Zweig. Die Entwickelung der Musik führte dazu, daß die Versmaße komplizierter wurden: aus dem Epos entwickelt sich die Lyrik mit ihren verschiedenen Abarten — der Elegie, der Ballade, dem Lied, der Ode; je weiter, desto mehr erweitert sie ihren Gesichtskreis, verschlingt schließlich das Epos und ergibt mit ihm zusammen das Drama, — die Tragödie und die Komödie. Aber währenddessen verbreitet sich auch immer mehr und mehr die Schrift; es entsteht die Prosa; die Prosa konkurriert mit der Poesie als Schatzkammer dessen, was man wissen muß; dennoch erhält sich das Gefühl, daß die Poesie über Vorzüge verfügt, die die Prosa nicht besitzt; ihr Versmaß entspricht mehr dem erregten Zustande der Seele, als der ebenmäßige Fluß der Prosa, sie fährt fort, das leidenschaftlich bewegte Element der menschlichen Natur auszudrücken, während sie der Prosa das intellektuelle Element überläßt. Das Epos stirbt, an seine Stelle treten die historische Prosa und die philosophische Prosa. Aber das Leben entwickelt sich immer fort und fort, die Leidenschaften toben in den Voksversammlungen, sie toben in den Gerichten; es entsteht eine neue Art Prosa, die auch der Leidenschaft Raum gewährt — die rednerische. Das Element der Leidenschaft nähert die rednerische Prosa der Poesie, sie nimmt eine Art Versmaß an, das der Prosarhythmus genannt wird, schenkt der gleichmäßigen Einteilung der Perioden ihre Aufmerksamkeit und betont zuweilen, um einen stärkeren Eindruck zu erzielen, diese Einteilung durch Reime. Mit diesem lyrischen Element bedroht die rhetorische Prosa die Poesie mit dem Untergange; dieser Untergang wird dank der Liebe, die die Griechen nach Verlust ihrer politischen Unabhängigkeit zur Vergangenheit faßten, hinausgeschoben. Es entsteht die romantische Poesie der sogenannten alexandrinischen Periode; diese Poesie läßt die früheren Poesietypen wieder erstehen und fügt ihnen, als den echten Ausdruck ihrer romantischen Stimmung — die Idylle hinzu. Währenddessen gelangt die Literatur nach Rom; dieses führt auch zum Wiedererstehen der poetischen Typen, aber in lateinischer Sprache, und zur Schaffung eines neuen Typus, eines

natürlichen Produktes des Zusammenstoßes einer eingeführten Kultur mit der einheimischen Derbheit, — der römischen Satire. Aber dennoch wird der Sieg der Prosa über die Poesie dadurch nur hinausgeschoben; im Bewußtsein ihrer Kraft drängt sie sich aus der Welt des Seins in das Reich der Phantasie, das bisher der Poesie vorbehalten war, es entsteht der Roman und die Novelle, dieses jüngste Kind der antiken Literatur. Zum Triumph der Prosa trägt auch der Umstand bei, daß das für die alten Sprachen charakteristische Element der Quantität der Silben, worauf die ganze antike Metrik basiert, in der Zeit nach Christi Geburt zu verschwinden beginnt; als sich daher das Verlangen nach einer neuen Volkspoesie einstellte, wobei sich unter anderem auch der Einfluß des Christentums geltend machte, da ward ihre Form nur zum Teil der alten Poesie entlehnt, hauptsächlich aber der rhythmischen Prosa; die charakteristische Eigentümlichkeit der letzteren — die gleichmäßige, durch Reime betonte Einteilung der Perioden — wurde auch zur charakteristischen Eigentümlichkeit der neuen Poesie. So entstand die spätklassische Poesie, die das ganze Mittelalter hindurch währte: *stabat mater dolorosa juxta crucem lacrimosa*, und all das Übrige. Dabei hat sich diese poetische Form alle Völker mit europäischer Kultur erobert und überall die naiven, der Entwickelung unfähigen einheimischen Formen verdrängt. Wir alle, die Völker des neuen Europa, zehren an diesem Erbteil, einschließlich unserer Volkspoesie. Freilich hat es nicht an Versuchen gefehlt, diese antiken Formen durch andere, der Poesie nicht antiker Völker — wie der indischen und arabischen — entlehnte Formen zu ersetzen; doch wurden diese Versuche nicht von Erfolg gekrönt. Ja, noch mehr: unsern Nachbarn, den Deutschen, ist es nicht einmal gelungen, ihre althergebrachte poetische Form, den Stabreim, zu neuem Leben zu erwecken. Bisweilen gelang seine Nachahmung sehr gut, am besten Wagner in seiner berühmten Trilogie; dennoch ist sein Gebiet ein sehr beschränktes geblieben. Außerhalb der deutschen Sage ist er nicht anwendbar, weder der Faust noch die Jungfrau von Orleans konnten so geschrieben werden.

So leben wir denn, was die Typen und Formen der Literatur anbelangt, noch bis zum heutigen Tage von der Antike; die späteren Zeiten haben sie zum Teil vereinfacht, zum Teil mannigfaltiger gestaltet, doch haben sie ihnen nichts prinzipiell Neues hinzugefügt. Aber ich sprach auch vom Geiste der antiken Literatur, und Sie hegen wahrscheinlich schon selbst die Vermutung, daß dieser Geist — das wichtigste Erbteil der Antike ist. Ja, gewiß; doch muß ich mich hier mehr als anderswo der Kürze befleißigen, sogar auf die Gefahr hin, sehr wichtige Seiten meines Themas auszulassen. Ich begnüge mich,

zwei Beispiele anzuführen; eines, das sich auf den Geist der antiken Geschichtschreibung, das andere, das sich auf den Geist der antiken Philosophie bezieht — beide natürlich als Literaturtypen betrachtet.

Die Geschichtschreibung treffen wir nicht nur bei den antiken Völkern an: auch die Völker des Orients und die Hebräer besaßen sie. Aber bei den Völkern des Orients hatte sie ein ganz besonderes Ziel: die Verherrlichung der Taten ihrer Herrscher, ihrer Siege, Bauten usw.; die Niederlagen und Schandtaten der Herrscher wurden nicht aufgezeichnet. Einen andern Gesichtspunkt brachte Israel zur Geltung: seine Geschichte diente ihm zum Zeugnis der beständigen Fürsorge seines Gottes Zebaoth, der sein auserwähltes Volk, wenn es seine Gesetze hielt, belohnte und für seinen Ungehorsam strafte; die israelitische Geschichtsschreibung verfolgte daher das Ziel, wo nur irgend möglich, auf diesen Finger Gottes hinzuweisen. Bei den alten Griechen finden wir zuerst den Begriff, der als solcher den Geschichtsschreibern des Orients, einschließlich Israels, sinnlos erschienen wäre: den Begriff der historischen Wahrheit. Weshalb schreibt Herodot seine Geschichte? „Damit das Gedächtnis an die Taten der Menschen nicht verloren gehe, und damit die großen und wunderbaren Dinge, die sowohl die Hellenen wie auch die Barbaren vollbracht haben, ihren Ruhm nicht verlieren.“ Beachten Sie: sowohl die Hellenen, wie auch die Barbaren. Der Historiker steht über den Nationalitäten; die große Tat an sich interessiert ihn, verlangt von ihm ihre Belohnung und erhält sie auch, ohne Ansehen der Person, die sie vollbracht hat. Natürlich ist bei Herodot nicht alles authentisch, er erzählt harmlos Legenden, doch ohne jede böse Absicht: es war nichts zu machen, da zu seiner Zeit die historische Kritik erst in ihren Anfängen war. — Die historische Kritik . . . damit haben wir die zweite Seite der Sache berührt. Als ich in der vorigen Vorlesung über das Wahrheitsgefühl sprach, wies ich darauf hin, daß es nicht eine, sondern zwei Forderungen umfasse — erstens: „Deine Worte sollen deinem Urteil entsprechen“, d. h. „lüge nicht“; zweitens: „Dein Urteil soll der Wirklichkeit entsprechen“, d. h. „irre dich nicht“. Der ersten Forderung hat Herodot Genüge geleistet; der zweiten Forderung Genüge zu leisten, war seinem Nachfolger Thukydides überlassen. Der begnügt sich nicht mehr mit der wahrheitsgetreuen Wiedergabe dessen, was er gehört hat; er versucht auf jede Weise das Gehörte zu prüfen, vergleicht die Aussagen der Athener mit denen der Spartaner, Korinther usw., um auf diese Weise zur historischen Wahrheit zu gelangen. So verfährt er, um Tatsachen festzustellen; doch ist dies eine verhältnismäßig leichte Aufgabe: der Historiker ist nicht nur Referent, sondern auch Richter. Wie ist nun

die historische Rechtsprechung des Thukydides beschaffen? So, wie wir es nur irgend wünschen können; wo wir auf zwei entgegengesetzte und unvereinbare Gesichtspunkte stoßen, da entwickelt er beide nacheinander in der Form von Disputationen zwischen den Vertretern beider Seiten. Reden kamen schon bei Herodot vor, aber bei ihm belebten sie nur in angenehmer Weise die Erzählung, — bei Thukydides dienen sie dem Hauptziel seiner Arbeit der Aufdeckung der historischen Wahrheit. — Natürlich sind nicht alle seinem Beispiel gefolgt: im vierten Jahrhundert sehen wir Versuche, die historische Wahrheit dem Patriotismus unterzuordnen und dann auch dem Bestreben zu interessieren; aber bei der ernsten Geschichtsschreibung ist sein Prinzip unerschüttert geblieben. Im zweiten Jahrhundert schreibt Polybius das bemerkenswerte Wort, dem er auch die Tat folgen läßt: „Die Wahrheit ist das Auge der Geschichte". Im ersten Jahrhundert v. Chr. formuliert Cicero hübsch die Hauptforderungen, die an die Geschichte zu stellen sind, in folgenden Worten: „ne quid falsi audeat, ne quid veri non audeat historia", — Worten, die bis auf den heutigen Tag das Titelblatt der bedeutendsten historischen Zeitschrift, der französischen Revue historique schmücken. Anderthalbhundert Jahre später stellt Tacitus ungefähr dieselbe Forderung auf mit seinem berühmten *sine ira et studio*. — So ist der Geist der antiken Geschichtsschreibung. Was meinen Sie nun, sollen wir ihr darum einen Vorwurf machen, weil sie uns in einer oder der andern Beziehung zurückgeblieben erscheint, weil sie der äußeren Politik zu viel Aufmerksamkeit schenkt und sich zu wenig für die ökonomischen und sozialen Fragen interessiert? Diese Vorwürfe wären am Platze, wenn wir Philologen Ihnen die antike Geschichtsschreibung als Norm für die heutige empfehlen wollten; aber ich habe schon einmal gegen diese Insinuation Protest erhoben und protestiere dagegen auch jetzt. Nein, die Antike soll für uns keine Norm, sondern ein Same sein; wir sollen dieses Samenkorn der historischen Wahrhaftigkeit in uns aufnehmen, damit aus ihm der Baum der unparteiischen modernen Geschichtsschreibung erwächst. Von diesem Gesichtspunkte aus hat sich auch der größte Historiker der neuesten Zeit, Ranke, einen Schüler des Thukydides genannt.

Und ich glaube, daß wir niemals dieses Samenkornes mehr bedurft haben, als gerade jetzt. Gerade jetzt droht der historischen Wahrheit, diesem Auge der Geschichte, wie sie Polybius nennt, die größte Gefahr von ihren zwei geschworenen Feinden: dem Nationalismus und dem Parteiwesen; was das aber bedeutet, ist unschwer zu begreifen. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, was einige Schriftsteller unter Hottentottenmoral verstehen; diesem Terminus liegt eine, wahrscheinlich nicht sehr glaub-

würdige Anekdote zugrunde, — ein Hottentotte hätte auf die Frage eines Missionars, was gut und was böse sei, geantwortet: „Wenn mein Nachbar mir mein Weib raubt, so ist das böse, wenn ich aber des Nachbars Weib raube, so ist das gut.“ Jetzt werden Sie begreifen, daß dieses Hottentottenprinzip nicht nur bei privaten Beziehungen in Erscheinung tritt — da ist es für uns ungefährlich, und wir lachen darüber, — es ist bedeutend schädlicher auf dem Gebiete der nationalen und der Parteiinteressen. Wenn, nehmen wir an, ein Spanier warm für die in Portugal bedrückten Spanier eintritt, sich aber über ein gleiches Eintreten Portugals für die in Spanien geschädigten Portugiesen entrüstet; wenn derselbe Spanier, als Republikaner, dem Verbot der karlistischen Propaganda durch die Regierung seine volle Anerkennung zollt, am folgenden Tage aber dieselbe Regierung wegen des Verbots republikanischer Demonstrationen schmäht — so scheint es ihm, daß er in allen diesen Fällen durchaus folgerichtig und gesund urteile. Ich glaube aber, daß er im ersten Falle dem nationalen, im zweiten — dem parteilichen Hottentottismus huldigt — das ist alles. Und dennoch muß ich sagen: solange dieser Hottentottismus nur die Erwachsenen in ihren nationalen und Parteistreitigkeiten beherrscht, ist es erst der halbe Schaden; man behauptet, es ginge ohne dies nicht ab — ich will es nicht bestreiten. Aber damit geben sich unsere Spanier ja nicht zufrieden; sie fordern, daß die ganze Geschichte, soweit sie von Spaniern und für Spanier geschrieben wird, einen entsprechenden Charakter aufweise, damit man sehen könne, daß sie ein Spanier und nicht ein Portugiese geschrieben hat. Hier gedenke ich mit Wehmut des Thukydides; er beginnt seine Arbeit mit den Worten: „Thukydides von Athen hat diese Geschichte des Krieges der Peloponnesier mit den Athenern geschrieben“ — und es ist gut, daß er das tut, da ohne diese Worte, nach dem Charakter und der Tendenz seines Werkes, niemand erraten könnte, wer es geschrieben hat: ein Athener, Spartaner oder Korinther? Aber was ist dabei zu machen! Augenscheinlich muß die Geschichte, um ihren spanischen Charakter zu wahren, für die Dauer der ganzen neuen Zeit ihr ‚Auge‘ zudrücken; wollen wir uns damit trösten, daß die Wahrheit wenigstens in der alten Geschichte eine Zuflucht finden wird, da es nicht gut möglich ist, die alte Geschichte vom spanischen Gesichtspunkt aus zu schreiben. Und man hat wirklich Grund, sich darüber zu freuen. Ich werde niemals den oben angeführten Ausspruch Mablys über die neue und alte Geschichte unterschreiben; doch ist heutzutage unzweifelhaft das Studium der alten Geschichte von besonderer sittlicher Bedeutung. Hier urteilen wir nicht auf Grund vorgefaßter Sympathien; wir schenken unsere Billigung guten

Menschen und guten Taten, entrüsten uns über schlechte, ohne uns um die Nationalität der Menschen und Taten zu kümmern, um die es sich handelt. Hier findet der Hottentottismus keinen Boden: indem wir in die alte Geschichte eindringen, lernen wir gerecht sein. Aber gerade dieses paßt unsern Spaniern nicht; sie fordern die Ausschließung der alten Geschichte aus der Schule, oder wenigstens ihre Einschränkung zugunsten der neuen, besonders aber der spanischen Geschichte . . . Übrigens, meine Herren, haben Sie natürlich schon längst verstanden, daß ich hier von den Spaniern nur darum rede, weil sie weit ab wohnen, niemals erfahren werden, was ich über sie gesagt habe, und sich daher nicht gekränkt fühlen werden; habe ich doch in meinen vorhergehenden Vorlesungen schon so viele ‚gekränkt', daß es genügen dürfte. Nein, kehren wir nach Hause zurück. Was wird nicht alles vom Schulunterricht in der Geschichte gefordert! Er soll den Geist des Patriotismus züchten helfen und noch manche guten Geister dazu. Ich meinerseits verspreche mir von all der Züchterei keinen andren Erfolg, als daß das ‚Auge' der Geschichte durch sie ernst und dauernd geschädigt werden wird. Nein, hätte ich hier etwas zu sagen — ich würde, als ein Schüler der Antike, kurz und nachdrucksvoll erklären: „Der Unterricht in der Geschichte soll den Geist der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit züchten — und damit Punktum."

SECHSTE VORLESUNG.

Meine letzte Vorlesung schloß ich mit einer Analyse und Charakteristik dessen, was ich den Geist der antiken Geschichtsschreibung genannt habe; ich gehe jetzt auf den Geist der antiken Philosophie über, mache Sie jedoch darauf aufmerksam, daß wir sie hier nicht als solche, sondern nur als literarischen Typus, ebenso wie die Geschichtsschreibung, betrachten werden. Nehmen wir für einen Augenblick an, der ganze Inhalt der Philosophie Platos wäre nicht nur falsch, sondern auch sinnlos, und hätte für uns nicht den geringsten Wert; wäre es darum angebracht, seine Dialoge ad acta zu legen? Nein, ihre literarische Bedeutung ist unabhängig von ihrem philosophischen Resultat. Was ihrem, auch nur einigermaßen nachdenkenden Leser am meisten in die Augen fällt, sind durchaus nicht ihre Schlüsse, sondern die Methode, durch die sie gewonnen werden. Wir wollen auch hier der Klarheit halber die griechischen philosophischen Schriften mit dem vergleichen, was ihnen bei den von der griechischen Zivilisation unberührten Völkern entspricht, — den Indern, den Völkern des sog. klassischen Orients, den Hebräern. Auch dort finden Sie sehr tiefsinnige Lehren: niemand kann die Predigten Buddhas oder der alttestamentlichen Propheten von oben herab behandeln. Aber etwas haben doch die Griechen zuerst in unsere Gedankenarbeit eingeführt — es ist die überall waltende Überzeugung, daß eine These nur insoweit richtig ist, als sie bewiesen ist. Und das ist noch nicht alles; es wird vorausgesetzt, daß ihre Bewiesenheit oder Unbewiesenheit — das einzige ist, worauf der Denker zu achten habe, und daß die Bewiesenheit, wenn vorhanden, vor allen Antipathien der Gesellschaft schützen muß. „Wie! Du behauptest dies oder jenes!“ — sagt zu Sokrates sein Partner, der über dessen Schluß entrüstet ist. O nein, antwortet Sokrates, das behaupte nicht ich, sondern der Logos, als dessen Werkzeug ich hier erscheine. Gefällt dir, was der Logos durch meinen Mund beweist — um so besser; gefällt es dir nicht — gib nicht mir, sondern dem Logos, oder noch besser — dir selbst die Schuld. — Dieses Verhalten zur Sache hat aber die Forderung der Überzeugbarkeit zur Folge. Der Logos stellt uns ernste,

zuweilen schwere Bedingungen. Du mußt auch die für dich unangenehmste Behauptung anerkennen, wenn sie bewiesen ist; du mußt deine dir teuerste Überzeugung aufgeben, wenn sie widerlegt ist, — das ist der Ehrenkodex des Denkers. Wenn du das nicht willst — wirst du ein Herdentier sein, ein Sklave, der unter der Macht seines Herrn steht, aber kein freier Bürger in der Gemeinde des Geistes. Und darum — widerlege, beweise, aber laß das Klagen, das Schmähen, das Toben. Und achte wohl auf deine Beweise und Widerlegungen, daß sie wirklich beweiskräftig sind; sehr oft verwirren Sympathien und Antipathien unser Urteil und bestimmen es, die allerleichtfertigsten Gründe als beweisend anzuerkennen — das darf nicht sein. Ein nicht beweiskräftiger, von der Sympathie diktierter Grund ist im Streite dasselbe, was auf der Mensur ein illegaler Hieb; wer sich ihrer bedient, versündigt sich gegen den Ehrenkodex.

Ja, die Überzeugbarkeit, — das ist das Samenkorn, welches die antike Philosophie enthält, und nur sie allein; und dieses Samenkorn muß in jedem von uns aufgehen, der den Erscheinungen des Lebens bewußt gegenüberstehen, der den Nebel der Vorurteile verlassen will. Leider findet dieses Samenkorn beim modernen Menschen einen sehr ungünstigen Boden. Wir sind durch Erblichkeit alle mehr oder weniger Voluntaristen; der Intellektualismus bedeckt nur als dünne Humusschicht den voluntaristischen Untergrund unseres Geistes. Man kann uns stimmen und umstimmen; die Gesellschaft und die Lebensumstände üben eine elementare Wirkung auf uns aus; aber all dieses ist doch das direkte Gegenteil zur intellektualistischen Überzeugbarkeit. Und gerade jetzt, während ich zu Ihnen von dieser letzteren rede, fürchte ich besonders, Sie könnten meine Worte in die voluntaristische Sprache übersetzen und die Überzeugbarkeit mit der Umstimmbarkeit, wie ich sie bezeichnen möchte, verwechseln, diesem untrüglichen Zeichen sittlicher oder geistiger Schwäche. Nicht darauf kommt es an, daß der Mensch seine Überzeugungen zu ändern imstande ist; das ist eine so gewöhnliche Erscheinung, daß es sich nicht verlohnt, von ihr zu reden. Beständig wechseln die Menschen ihre Überzeugungen beim Übergang aus einem Milieu in ein anderes — natürlich nicht plötzlich, sondern allmählich; dies betrifft besonders politische Überzeugungen. Hier vollziehen sich solche Metamorphosen mit einer Regelmäßigkeit, die an die bekannte Metamorphose der Insekten erinnert: aus den allerradikalsten Puppen schlüpfen die prächtigsten reaktionären Schmetterlinge. Ich hoffe, daß Sie mich nicht im Verdacht haben, Ihnen als Überzeugbarkeit eine ähnliche Metamorphose zu empfehlen; ganz im Gegenteil, sie ist ihr direkter Feind. Aber nicht ihr einziger; ihr anderer Gegner ist — was man in der voluntaristischen

Sprache mit dem ehrenvollen Ausdruck ‚Gesinnungstüchtigkeit' zu bezeichen pflegt, während diese Eigenschaft in unserer intellektualistischen Sprache die Bezeichnung ‚geistige Stumpfheit und Blindheit' führt. Von unserem Gesichtspunkt aus muß sowohl der verurteilt werden, der ohne vernünftigen Grund seine Überzeugung aufgibt, wie auch der, der trotz eines solchen Grundes sie nicht aufgibt; beide sind sie die Feinde und Rebellen des Logos — jenes Vernunftwortes, das, nach dem tiefsinnigen Ausspruche des vierten Evangelisten, am Anfang war — und zuerst in der antiken Philosophie in die Erscheinung trat.

Verzeihen Sie, daß ich bei dieser Erwägung verweile; aber sie liegt uns jetzt näher, als je. In diesem Augenblicke schwebt über uns allen — sowohl über mir, dem Vortragenden, als auch über Ihnen, meinen Zuhörern — der Logos; was ich Ihnen sage, ist nicht darauf berechnet, Sie umzustimmen, sondern Sie zu überzeugen. Daß diese Aufgabe eine schwierige ist, und daß meine Reden viel Widerspruch und Unzufriedenheit hervorrufen werden — das war mir von vornherein bewußt, und ich habe es Ihnen von Anfang an gesagt: es ist schwer, da zu überzeugen, wo man es mit einem Vorurteil zu tun hat. das sich im Laufe vieler Jahre angehäuft hat, das durch die Gesellschaft und fast durch Vererbung fortgepflanzt wird. Aber ich glaube, wenn es für mich von Wichtigkeit ist, Ihnen die Wahrheit, in deren Besitz ich bin, mitzuteilen, so ist es für Sie von nicht geringerer Wichtigkeit, sie aufzunehmen . . . soweit sie eine Wahrheit ist. Um sich aber davon zu überzeugen, gibt es nur ein Mittel — jenen Ehrenkodex des Denkers, von welchem ich eben gesprochen habe: „Du mußt auch die für dich unangenehmste Behauptung anerkennen, wenn sie bewiesen ist; du mußt deine dir teuerste Überzeugung aufgeben, wenn sie widerlegt ist." Und doch ist der moderne Leser und Zuhörer außer den anderen Eigenschaften, durch welche er sich vom antiken unterscheidet, auch mit der folgenden behaftet: wenn ihm etwas bewiesen wird, läßt er den Gang des Beweises an seinen Ohren und Augen vorüberziehen und richtet seine ganze Aufmerksamkeit auf das Resultat; gefällt ihm dieses, so zollt er dem Autor Beifall, sollte auch der ganze Beweis auf dem albernsten Trugschluß aufgebaut sein; gefällt es ihm nicht — so ist der Autor gerichtet. Eben gegen ein solches Verhalten wollte ich Sie warnen, solange es noch Zeit ist, solange ich noch vor Ihnen stehe.

Ja, ich wiederhole es noch einmal: die Überzeugbarkeit, dieses Pfand der geistigen Freiheit und des geistigen Fortschrittes — das ist die wertvollste Lehre, die wir der antiken Philosophie als literarischem Erzeugnis entnehmen. Die ihr entsprechende literarische Form ist der Dialog; und dies ist eben der Grund, warum Plato seine Werke in Dialogform geschrieben hat, bei

der die Entstehung und das Aufgeben der Überzeugung vor unsern Augen stattfindet.

Sie begreifen natürlich, daß ich notgedrungen viele wertvolle Seiten der Antike, der antiken Literatur, der antiken philosophischen Literatur auslasse — ich kann Ihnen nur Proben vorführen, bei deren Auswahl ein gewisser Subjektivismus nicht zu vermeiden ist. Ich rede davon, was mir als das Wertvollste unter den Lehren der Antike erscheint: ein anderer würde vielleicht andere, seinem Herzen näherstehende Seiten betonen und wäre gerade ebenso im Recht. Bevor wir aber von der antiken Literatur scheiden, will ich Sie noch einmal auf ihre ungeheure kultur-historische Bedeutung aufmerksam machen. Wäre die Antike nur die Schöpferin der Literaturtypen, die wir noch heute pflegen, wäre sie nur die Ausgangsebene für die Entwickelung der neuesten Literatur, so wäre ihre Bedeutung auch dann sehr groß: denn jede Frage über die Ursachen der literarischen Phänomene, mit andern Worten, jedes bewußte Verhalten zu ihnen, würde uns unvermeidlich aufs Gebiet der Antike führen. Aber damit ist ja ihre Bedeutung nicht erschöpft: die Antike hat den neuesten Literaturen nicht nur den Anstoß gegeben, sie begleitet sie auf dem ganzen Wege ihrer Entwickelung, indem sie einen bald stärkeren, bald schwächeren Einfluß auf sie ausübt. Sehr richtig hat seinerzeit Montesquieu gesagt: „Die modernen Werke sind für die Leser, die antiken — für die Schriftsteller geschrieben"; immer, und besonders zu den besten Zeiten der Weltliteratur, war die Antike die Hauptnahrung der Dichter und Prosaschriftsteller, und nur der kann auch die neueste Literatur recht begreifen, der diese Nahrungsquelle sehr gewissenhaft durchforscht hat. Früher konnte von dieser Forderung eher abgesehen werden; als der Literaturhistoriker seine Aufgabe darin sah, das biographische Material möglichst vollständig zusammenzustellen, oder auch sich in geistreicher Weise über den moralisch-ästhetischen Wert der Literaturdenkmäler auszulassen, konnte man ohne die Kenntnis der antiken Literatur auskommen; aber seitdem man die Literaturgeschichte auf wissenschaftlichen Boden gestellt hat, seitdem wir an ihren Historiker mit der Forderung herantreten, die Kräfte klarzulegen, welche einem Literaturprodukt gerade diesen und keinen andern Charakter verliehen haben — ist die Kenntnis der antiken Literatur zur unumgänglichen Pflicht des Literarhistorikers geworden: wie wollen Sie das Entstehen einer literarischen Erscheinung erklären, wenn Sie nicht die Kräfte kennen, die sie hervorgebracht haben? Damit ist aufs neue die Richtigkeit des obigen Satzes bewiesen: die Bedeutung der Antike hat sich im Vergleich zu früheren Zeiten nicht verringert, sondern vergrößert.

Aber hier ist nicht diese für uns das wichtigste, sondern

folgendes. Sie erinnern sich der Antithese, in welcher ich den Wahlspruch eines vernünftigen Verfechters der Antike sehe: „Nicht Norm, sondern Same.“ Es hat in der Geschichte der Weltliteratur Perioden gegeben, da die Antike als Norm für die Gegenwart galt; es hat auch andere gegeben, da sie — vielleicht ohne dafür zu gelten — tatsächlich der Same war. Die ersteren nennen wir die nachahmenden: man ahmte dem nach, was man begriff, begriff aber nicht sehr viel, bedeutend weniger, als heutzutage; als Resultat erhielt man nicht den Klassizismus, sondern den Pseudoklassizismus. Dennoch waren auch diese Perioden notwendig: sie haben die neueste Literatur geschult, haben ihren Typen und Ausdrucksmitteln die technische Vollkommenheit verliehen, deren sie bedurfte, um höheren Zielen dienen zu können; leider gestattet es mir der Mangel an Zeit nicht, Ihnen diesen im höchsten Grade wichtigen und interessanten Gedanken zu entwickeln. Doch wie dem auch sei, zu den wirklich schöpferischen Perioden der Weltliteratur rechnen wir die, in denen die Antike nicht Norm, sondern Same war . . . . ohne Rücksicht darauf, ob sie als solcher anerkannt wurde oder nicht. Wir stellen mit Recht Shakespeare und Goethe, für die die Antike den Samen darstellte, höher als Racine, — von anderen, sklavischeren Nachahmern nicht zu reden. Aber Sie werden mir zugeben müssen, daß der Entwickelungsprozeß eines Samenkornes verwickelter und schwerer zu verfolgen ist, als der Prozeß der Wiedergabe einer Norm; viel leichter ist es, den Einfluß der Antike auf Racine zu zeigen, als den, welchen sie auf Shakespeare und Goethe gehabt hat. Natürlich; doch wird eine Aufgabe nicht dadurch erledigt, daß man die Schwierigkeit ihrer Lösung feststellt. Die Literaturgeschichte als Wissenschaft ist erst in der Entwickelung begriffen. Der berühmte Taine hat sie mächtig vorwärts gebracht mit seiner Forderung, die Literatur solle als Produkt der Gesellschaft, aus der und für die sie entstanden ist, betrachtet werden; nicht weniger wichtig ist jedoch die Forderung, es solle außer diesen äußeren Kräften auch der Einfluß der inneren Kraft, die in ihr lebte und lebt, verfolgt werden, d. h. der Antike. „Die modernen Werke“ — ich wiederhole die Worte Montesquieus — „sind für die Leser, die antiken für die Schriftsteller geschrieben“, und folglich, fügen wir hinzu, auch für den, der diese Schriftsteller studiert und über sie urteilt.

Lassen Sie uns jetzt auf das Gesagte einen kurzen Rückblick werfen. In unserer Übersicht der antiken Welt begannen wir natürlich mit der Religion: die Religion brachte uns auf die Mythologie, die Mythologie auf die Literatur, die Literatur auf die Philosophie. Wir haben diese bisher nur als literarischen Typus charakterisiert; jetzt wollen wir zu ihrer selbständigen Bedeutung

als Philosophie übergehen. Hier fällt einem mehr denn anderswo auf, bis zu welchem Grade das griechische Volk (um den Ausdruck Wl. Solowjews zu wiederholen) ein Vielgeist war. Von den beiden auf philosophischem Gebiet schöpferischsten Völkern der Gegenwart, den Engländern und den Deutschen, neigten sich jene immer dem Empirismus, diese dem Rationalismus zu; von den Griechen ist es schwer zu sagen, welche dieser beiden Richtungen ihrer Seele näher stand. Griechenland hat den Rationalisten Plato, aber auch den Empiriker Demokrit hervorgebracht; in der Person des Aristoteles vereinigen sich beide Strömungen, aber dann trennen sie sich wieder — die Richtung Platos findet in den Stoikern, die des Demokrit in Epikur ihre Auferstehung. Diesen rettenden Dualismus hat Griechenland auch der heutigen Welt vermacht; von nun an ist die stumpfmachende Einseitigkeit unmöglich geworden. Abwechselnd haben bald Plato, bald Epikur die moderne Philosophie befruchtet und belebt. Der Rationalismus Platos findet Berührungspunkte mit der Religion, der Empirismus Epikurs — mit der Wissenschaft; jener ist dem Idealismus, dieser dem Materialismus verwandt; jener führt zur Vervollkommnung des Menschen als solchen, dieser zu seiner Herrschaft über die Natur. Beide Richtungen sind uns unentbehrlich, aber am unentbehrlichsten ist uns — der Kampf zwischen ihnen, jener fruchtbare Kampf, dessen Resultat der Kulturfortschritt ist. Möge es nie dazu kommen, daß eine dieser Richtungen jemals bei uns verkümmere, daß die menschliche Vernunft sich in die unfruchtbare Wüste der Spekulation oder in den trüben Pfuhl ausschließlich materieller Interessen verirre; damit das aber nicht geschieht, muß die antike Philosophie unserm Herzen immer nahe stehen — gerade die antike Philosophie mit ihrem gesunden Universalismus, der mit dem gleichen klaren Blick Himmel und Erde umfaßt. Doch ist diese Frage vielleicht zu schwierig; Sie wissen schon, daß wir unser Thema nicht erschöpfend behandeln können, daß ich Ihnen nur Proben vorführen kann. Ich will Ihnen eine solche auch für die antike Philosophie vorführen; ich wähle eine ihrer vielen Seiten aus, und zwar die Ethik.

Dies ist eine Frage, die allen in gleicher Weise nahe steht: die Sittlichkeit gehört zur Lebensbedingung jeder Gesellschaft. Die Moral unserer Zeit ist die christliche — sie wird sogar von denen anerkannt, die sich zu den religiösen Wahrheiten des Christentums mehr oder weniger gleichgiltig verhalten. Es ist jedoch bemerkenswert, daß die ersten christlichen Denker, als sie die antike Philosophie kennen lernten, von ihrer Größe und Reinheit betroffen waren; da sie an diese Erscheinung mit der Religiosität von Christen und der Ehrlichkeit von Denkern herantraten, so legten sie sich folgende Erklärung zurecht: „Gott

der Herr," sagten sie, „hat in seiner Fürsorge für das Menschengeschlecht, vor dem Kommen Christi, den Juden das Gesetz, den Hellenen aber die Philosophie gegeben." Beachten Sie diese Zusammenstellung: den Juden das Gesetz, den Hellenen die Philosophie. Das Gesetz spricht: ‚Du sollst, du sollst nicht' — und weiter nichts; die Philosophie stellt überall die Frage ‚weshalb' und ‚wozu'. Und somit war das Verhalten des Schöpfers zu den beiden auserwählten Völkern verschieden: den Juden befahl er, mit den Hellenen pflag er Rat . . . das ist wenigstens, meiner Meinung nach, der natürliche, logische Schluß aus der angeführten These der Kirchenväter. Ich werde ihn jedoch nicht weiter entwickeln — ich wende meine ganze Aufmerksamkeit den Hellenen zu. Auch bei ihnen hat die Ethik nicht von Anfang an einen philosophischen Charakter gehabt; sie hatten Gesetze und Gebote, die, wie sie glaubten, den ersten Lehrer der Moral, den Erzieher Achills und anderer Heroen, Chiron, zum Urheber hatten. Erstes Gebot: ehre Zeus und die andern Götter. Zweites Gebot: achte deine Eltern. Drittes Gebot: füge dem Gastfreund keine Kränkung zu — dies sind die drei Hauptgebote Chirons (*Χίρωνος ὑποθῆκαι*); ihre Übertretung war eine Todsünde, die mit ewiger Buße im Jenseits bestraft wurde. Aber das war natürlich nicht alles: eine ganze sittliche Weltanschauung beruhte auf dieser höchsten Sanktion der Offenbarung, jene ‚äthererzeugten Gesetze', wie sie Sophokles nennt, ‚deren Vater allein der Olymp ist; nicht menschliche Natur hat sie geboren, darum werden sie auch nicht im Dunkel der Vergessenheit untergehen'. Pindar, Äschylos, Herodot, Sophokles — das sind unsere Hauptquellen für diese Gesetze, für diese antike Gesetzesethik. Wie ist nun unser Verhalten zu ihnen? An Chiron und den Olymp zu glauben sind wir nicht verpflichtet; im Gegensatz zum großen griechischen Dichter müssen wir sagen, daß gerade die menschliche Natur sie geboren hat — eben jenes Gesetz der Selektion, das gleich mächtig ist in der physischen wie in der sittlichen Welt; das Gesetz der Selektion schafft, als unbewußtes Resultat jahrhundertelanger Erfahrung, den Kreis sittlicher Normen, die der Gesellschaft die günstigsten Bedingungen zu ihrer Entwickelung sichern. Natürlich steht, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, die altgriechische instinktive Sittlichkeit nicht höher als die instinktive Sittlichkeit jedes andern Kultur- oder auch wilden Volkes: alle werden sie durch dasselbe sieghafte Gesetz der Selektion bestimmt. Was ihr eine Ausnahmebedeutung verschafft — ist, das die griechische Kultur, die nach Rom und von Rom aus auf die modernen Völker gekommen ist, die einzige Kultur in der Geschichte der Menschheit darstellt, die siegreich gewesen ist und noch eben siegreich ist, während alle an-

deren Kulturen, auch die langlebigsten nicht ausgenommen (die mohammedanische und buddhistische), unterlegene oder unterliegende Kulturen sind. Hier stehen wir auf durchaus festem biologischen Boden: die instinktive Sittlichkeit des griechischen Volkes ist die gesundeste von allen — darum die gesundeste, weil sie die einzige siegreiche Kultur geschaffen hat. — Bedeutet das etwa, daß sie uns deshalb als Norm dienen soll? Natürlich nicht; wir haben schon gesehen, daß wir in der Antike überhaupt nicht nach Normen suchen sollen. Aber wenn irgend eine instinktive Sittlichkeit die Aufmerksamkeit der Gegenwart verdient, so ist es unzweifelhaft diese; und diese Aufmerksamkeit ist ihr in vollem Maße zuteil geworden, seitdem Fr. Nietzsche unter uns ihr Verkünder wurde. — Doch ich wollte hier nicht von ihr reden, sondern von jener bewußten, philosophischen Sittlichkeit, die auf Grund jener entstanden ist, nach einer der durchgreifendsten Reformen, die die Menschheit auf diesem Gebiete erlebt hat; diese Reform ist mit dem Namen Sokrates verknüpft. Sokrates hat gerade dadurch bei den Athenern einen Umschwung hervorgerufen, daß er anläßlich jedes sittlichen Prinzips oder Problems die Frage ‚weshalb' und ‚wozu' stellte. In dieser Beziehung steht er und zugleich auch die von ihm ausgehende sittliche Philosophie als ein Unikum da; ein anderes Beispiel dieser Art kennt die Geschichte der Menschheit nicht. Wenn die vorsokratische instinktive Sittlichkeit als die wertvollste der instinktiven Sittlichkeiten unser Interesse erregt hat, so verdient die sokratische bewußte Sittlichkeit unsere Aufmerksamkeit als die einzige. Und Sokrates hat — wie Sie wissen — sein Wagnis teuer bezahlen müssen. Seine Zeitgenossen entsetzten sich über seine ‚weshalb' und ‚wozu', auf die sie keine Antwort wußten; auch er selbst wußte keine Antwort auf diese Fragen. Sie erinnern sich seiner traurigen Worte: Sie wissen alle nichts und ich bin auch nicht klüger als sie; ich weiß nur, daß ich nichts weiß, aber sie wissen nicht einmal das. Die instinktive Sittlichkeit bot den denkenden Menschen keine Befriedigung mehr, und eine neue, bewußte gab es noch nicht; die athenische Gesellschaft fühlte sich in der Lage von Menschen, die von dem einen Ufer abgestoßen sind, ohne das andere zu sehen. Wir verzeihen ihr ihren Protest gegen den Mann, der ihr das nahm, was ihrem Leben bisher die Richtung gegeben hatte; aber wir wollen auch dem kühnen Schiffer unsere Bewunderung nicht versagen, der auf der Suche nach einer neuen, besseren Welt entschlossen vom Ufer abstieß. Die von Sokrates gestellten Fragen beantworteten die späteren Philosophen, besonders die Stoiker; das Resultat ihrer Antworten war die sittliche Philosophie, die Schöpferin der einzigen sog. autonomen Moral auf der Welt, die bewußt die sittliche Pflicht des Menschen aus seiner richtig verstandenen Natur ableitet.

Aber, könnte man mich fragen, was soll uns diese autonome Moral, da wir doch die christliche Moral haben? — Ich habe freilich schon einmal gegen diese Ausscheidung des Christentums aus der Antike protestiert, die nur äußerlich begründet ist (und zwar darin, daß die Antike immer in der philosophischen Fakultät gelehrt wurde und wird, das Christentum aber in der theologischen); wie kann man eine Kulturkraft von der Antike trennen, die innerhalb der Grenzen des römischen Reiches in der Epoche der ersten römischen Kaiser ihren Anfang genommen hat und erstarkt ist, und die Antwort auf jahrhundertelang gestellte Fragen der antiken Gesellschaft ergab! Jeder Kenner der Geschichte des Christentums und der christlichen Moral weiß, wie sie sich von den Säften der antiken Philosophie genährt hat, welche, nach den eigenen Worten der christlichen Lehrer, Gott den Hellenen noch vor dem Kommen Christi verliehen hat. Aber das Hauptgewicht liegt nicht auf diesem Argument; sie könnten dagegen einwenden, daß die christliche Moral sich prinzipiell von der vorsokratischen und sokratischen unterscheidet: dort hatten wir eine instinktive Sittlichkeit und eine bewußte Sittlichkeit, hier aber eine geoffenbarte. Ich will dagegen nicht streiten; ich will nur die Frage stellen: ist es wünschenswert, daß die Offenbarung die einzige Sanktion der sittlichen Pflicht bilde? Ich weiß, daß viele geneigt sein werden, die Frage mit ‚ja' zu beantworten. Ich will auch dagegen nicht streiten; ich werde mich nur auf Tatsachen berufen. Der religiöse Skeptizismus ist eine solche Tatsache, und dabei lange keine so schreckliche, wie manche ihn schildern; man kann ihn in gewissen Grenzen sogar als eine biologische Erscheinung betrachten. Im menschlichen Leben gibt es ein Alter — das ist gerade Ihr Alter, meine Herren —, in dem, unter dem Einflusse einerseits der machtvoll zuströmenden Lebenskräfte, andererseits des sich vor den jugendlichen Augen immer mehr erweiternden Horizontes — der Seele gewissermaßen Flügel wachsen. Der Jüngling betrachtet mit Siegeraugen den weiten Raum, der sich vor ihm aufgetan hat, er fühlt sich als sein Herrscher, wenn auch nicht im Augenblick, so doch in der Zukunft; auf alle Reden über beengende höhere Sanktionen ist er zu antworten geneigt: Ich glaube an mich und meine Kraft! Später, wenn die Frühlingswogen in ihr altes Bett zurückgeebbt sind, ernüchtert er sich, bringt seine Kräfte in Einklang mit seiner Aufgabe und lernt die Sanktionen achten, die er einst verworfen hat . . . diese Metamorphose hat nichts mit der gemein, auf die ich früher hingewiesen habe; sie ist ehrlich und uneigennützig, und ich bedaure sogar den Menschen, der „in seiner Jugend nicht jung gewesen ist"; mir fallen die Worte Petrarkas ein: *Non fructificat autumno arbor, quae vere non floruit.* Zuweilen durchleben auch ganze Generationen solche

Perioden von überschäumendem Leben und verwegenem Gedankenflug. Während einer solchen Periode, — ich meine die Zeit Lockes und Voltaires — wurde auch die Bedeutung der autonomen Moral der sokratischen Schule entdeckt; und vor unsern Augen ist uns, kraft eines ebensolchen jugendlichen Ausbruches unserer heutigen Gesellschaft, auch die vorsokratische instinktive Moral zum Bewußtsein gebracht worden, zu deren Zeugen und Symbol ihr Wiedererwecker den antiken Gott des Frühlings und der zuströmenden Säfte — Dionysos — erwählt hat. Solche Erscheinungen haben durchaus nicht nur eine vorübergehende Bedeutung; natürlich geht jede extreme Richtung vorüber — der Voltairianismus ist vergangen, auch der Nietzscheanismus wird vergehen. Nicht vergehen wird nur der Kampf, dieses einzige und unumgängliche Mittel zur Vervollkommnung. Solch ein Kampf steht auch uns bevor — vielleicht der ernsteste von allen, die jemals die Menschheit erregt haben. Und in solchen Kampfeszeiten taugt es nicht, sich in den Grenzen nur einer Moral einzuschließen, wäre es auch die christliche. Es entstehen neue gesellschaftliche Gruppierungen und damit neue Aufgaben der individuellen und sozialen Ethik; zu ihrer Lösung dürfen wir uns nicht an den Normen genügen lassen, die wir von unseren Vätern und Großvätern ererbt haben. Wir müssen ihre Daseinsberechtigung prüfen, wir müssen durch die Alluvialschicht der Alltagsmoral zur wahrhaften Sittlichkeit durchdringen, zu der, welche auf dem unerschütterlichen Felsgrund der menschlichen Natur ruht . . . und nicht einfach der ‚menschlichen' Natur (darin bestand der Fehler der Aufklärungsepoche), sondern unserer europäischen Natur, deren Anfänge in unserem geistigen Vaterlande, der Antike, liegen. Und darum eben müssen wir von unserer Moral zur vorchristlichen, sokratischen, und zur vorsokratischen, instinktiven vordringen; nicht, um sie wieder erstehen zu lassen, behüte Gott, — sondern damit ihr Kampf mit der gangbaren Moral das Neue gebiert, dessen wir bedürfen. Dies ist die Forderung der Zeit; aus vielen Anzeichen ist es ersichtlich, daß wir einer neuen Blüte des Studiums der Antike entgegengehen, wobei diese tiefer begriffen werden und einen stärkeren Einfluß auf die Menschen ausüben wird. Friedrich Nietzsche ist nur ein Beispiel, ein Symptom; der ungeheuere, wenn auch langsame Erfolg dieses Propheten der Antike — und dabei der allerantiksten, vorsokratischen Antike — zeigt uns klar, worauf die Bedürfnisse der Gegenwart gerichtet sind, und wo das Mittel zu ihrer Befriedigung zu finden ist. Bei uns in Rußland war das Gefühl der Gesellschaft für die Fragen und Bedürfnisse der Sittlichkeit immer besonders fein; bei uns ist ihr Bewußtsein durch die Tradition weniger beengt, es drängt stärker zur Freiheit, vom Bedingten und Vergänglichen zum

Wahren, Ursprünglichen, Ewigen. Bei uns müßte daher auch das Interesse für die Antike stärker sein, als irgendwo anders. Und wenn ich diese Predigt des Hasses und der Nichtachtung in unserer Gesellschaft höre — kommt es mir vor, als hätte ich mit einem ungeheuren, schmählichen Mißverständnis zu tun. Ich möchte der Gesellschaft zurufen: „Was tut ihr denn! Vor euch steht eine Schale, gefüllt mit dem herrlichsten, wohlschmeckendsten, nahrhaftesten Getränk, — aber der Rand dieser Schale ist mit Wermut bestrichen, und ihr kehrt euch weinerlich, wie Kinder, von ihr ab?“ . . .

Genug jedoch von der antiken Philosophie; ihre Charakteristik hat uns von selbst auf die sozialen und staatlichen Formationen in der Antike gebracht, auf die Praxis und die Theorie der Staatswissenschaft. Ja, auf die Praxis und auf die Theorie; schon durch die Zusammenstellung dieser beiden Begriffe deuten wir an, worin das Unterscheidungsmerkmal der antiken Politik besteht: Alle Völker der alten und neuen Zeit haben das eine oder das andere öffentliche und staatliche Leben gelebt, aber nur die antiken Völker haben darüber nachgedacht, diskutiert und geschrieben; von den neuen Völkern nur die, die es von der Antike gelernt haben. Freilich, ein Gebiet dieses Lebens hat an alle Kulturvölker die Forderung gestellt, sich zu ihm bewußt zu verhalten — das Rechtsgebiet; um die Verhältnisse unter den Bürgern (und Halbbürgern) zu regulieren, und wenigstens einigermaßen die Willkür der tatsächlichen Macht zu zügeln, war eine bestimmte Gesetzgebung erforderlich, die aus einer Reihe von bestimmten Rezepten bestand: „Wenn jemand dies oder jenes tut, setzt er sich dem oder jenem aus.“ Solche Gesetzgebungen sind uns in ziemlich großer Anzahl bekannt; die älteste, babylonische, „der Kodex Hammurabi“, die aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. stammt, wurde vor nicht langer Zeit gefunden, und dieser Fund erregte das Interesse der ganzen zivilisierten Welt. Wirklich ist dieser ‚Kodex‘ sehr interessant — unter anderem auch darum, weil wir aus ihm erfahren, wie lange die Menschen nur nach handwerksmäßigen Rezepten von der Formel: „Wenn jemand dies oder jenes tut, so setzt er sich dem oder jenem aus,“ gelebt hat, und wie groß daher die Tat des Volkes gewesen ist, das allein es verstanden hat, von diesen Rezepten zur wissenschaftlichen Jurisprudenz überzugehen, die auf genauer Definition der Rechtsbegriffe begründet ist und in korrekten Operationen mit ihnen besteht; das ist eine ebenso große Tat, wie der Übergang von Quacksalberpraktiken zu der wissenschaftlichen Medizin, deren Fundament das Studium der Eigenschaften der Organismen und Stoffe bildet. Diesen Übergang auf dem Gebiete des Rechts haben zum Teil die Griechen, besonders aber die Römer verwirklicht; und das ist der Grund,

weshalb das römische Recht der Erzieher der modernen Jurisprudenz war, ist und sein wird. Diese These wird wohl oft bestritten . . . nicht sowohl von Juristen qua Juristen (ich mache diese juristische Klausel mit Rücksicht darauf, daß auch die Juristen häufig Parteimenschen sind; qua Parteimenschen sagen sie natürlich was die Partei zu sagen befiehlt), als vielmehr von Halbjuristen und Nichtjuristen. „Wozu sollen wir das römische Recht studieren?" fragen sie; „unsere Begriffe von der Familie, der Ehe usw. sind ganz andere, als die römischen; was können uns also die Normen des römischen Rechtes nützen?" — Beachten Sie: die Normen. Überall stoßen wir auf denselben Irrtum: die Norm ist nicht anwendbar — folglich braucht man auch die Sache selbst nicht zu studieren. Uns erscheint jener Soldat in der Anekdote lächerlich, der sich weigerte, die Aufgabe zu lösen „Wenn ich dir 5 Rubel gegeben habe, und du 3 deiner Frau geschickt hast, wie viele bleiben dir übrig?" — aus dem Grunde sich weigerte, weil niemand ihm 5 Rubel gegeben hatte, und er unverheiratet war; aber im Grunde sind doch jene Quasi-Juristen, deren Einwand ich eben angeführt habe, um nichts klüger als dieser Soldat. Die Normen des römischen Rechts brauchen wir nicht; wir brauchen die Rechtsbegriffe, die dieses auserwählte Volk der Themis mit bewunderungswürdiger Genauigkeit und Zweckmäßigkeit aufgestellt hat — alle diese *justum* und *aequum*, *dolus* und *culpa*, *possessio* und *dominium*, *hereditas* und *legatum*, *fideicommissum*, *ususfructus*, *servitus*, *obligatio* und eine Menge anderer; wir müssen verstehen, mit diesen Begriffen zu operieren, sie in den gegebenen Rechtsverhältnissen zu erkennen und dadurch die oft verwickelten einzelnen Fälle des praktischen Lebens auf verhältnismäßig einfache Formeln zurückzuführen; wir bedürfen dieser ganzen feinen und klugen juristischen Analyse, in der die römischen Rechtsgelehrten Meister waren. „Aber wozu denn?" — fragen jene, „sind doch diese Begriffe und Operationen, soweit sie nötig sind, alle ins moderne Recht übernommen worden." Und im modernen Recht, stelle ich die Gegenfrage, haben sie aufgehört römisch zu sein? Sie haben das Wort *ususfructus* durch das Wort ‚Nießbrauch' ersetzt — und bilden sich ein, daß sie durch diese einfache Manipulation an Stelle des römischen Rechtes ein modernes erhalten haben? Sie haben von einer Flasche edlen Falernerweines die echte Etikette abgerissen, haben sie mit einer einheimischen versehen — und wiegen sich im Gedanken, daß sie vaterländischen Wein trinken? Diese kurzsichtige Gegenwartsschwärmerei ist schon aus dem Grunde schädlich, weil sie zu solchen schamlosen Fälschungen und Plagiaten führt. — Aber dies ist ja nur die eine Seite der Sache. Ich sehe zwar a priori ab von der Normativität der Antike und dem normativen Prinzip

bei ihrer Abschätzung; dennoch kann man in gewisser Hinsicht und in gewissen Fällen auch in dieser Beziehung von ihr lernen, und dabei auf dem Gebiet des römischen Rechtes mehr, als auf irgend einem anderen; aber auch dies ist noch nicht alles. Man mag sich zur unmittelbaren, aktuellen Bedeutung des römischen Rechtes verhalten, wie man will — die Bedeutung, welche es als die Quelle unseres Rechtes und als Erzieher unserer Rechtswissenschaft für uns gehabt hat, kann ihm auf keine Weise geraubt werden: habere eripi potest, habuisse non potest, hat Seneca sehr treffend gesagt. Wir können die Geschichte unseres Rechtes nicht studieren, ohne das römische Recht zu studieren; und wir müssen diese Geschichte durchaus studieren, wenn wir uns einigermaßen bewußt verhalten wollen demgegenüber, was unserem Leben die Richtung verliehen hat. Die Antwort auf die Frage nach dem Sinn der Rechtsinstitute gibt uns ihre Entstehung; die Antwort auf die Frage nach ihrer Entstehung — ihre Geschichte, d. h., gemäß der obigen Ausführungen, das römische Recht. Wer dies nicht kennt, wird nie ein denkender Jurist sein; und solcher bedurften wir noch nie so sehr, wie gerade jetzt, da, wie man sagen kann, eine Selbstzersetzung des Kriminalrechtes und -prozesses vor sich geht, da das gequälte Gewissen der Menschheit in der Person von Tolstoi, Nietzsche, Häckel u. a. immer neue Anfragen an die Rechtswissenschaft stellt und in peinvoller Spannung die Antwort erwartet.

Aber das Recht und die Rechtswissenschaft bilden nur die eine Seite dessen, was man antike ‚Politik' im antiken Sinn des Wortes nennen kann; sie hat noch viele andere — so viele, daß wir an eine auch nur schematische Vollständigkeit gar nicht denken können. Alle anderen Staaten des Altertums sind entweder auf einer militärischen oder auf einer finanziellen Idee begründet; nur in Griechenland tauchte der Gedanke auf, daß der Staat ein Mittel ist zur sittlichen Erziehung und Vervollkommnung des Menschen, daß die Politik die Vollendung der Ethik darstellt. Bei Homer finden wir ihn noch nicht — in der Gemeinde Homers zieht uns vieles an, aber sie wirkt auf uns, wie die Natur selbst in ihrer derben und materiellen Naivetät. Aber da übernimmt Delphi, die größte geistliche und sittliche Macht Griechenlands bis zum fünften Jahrhundert, die gewaltige Aufgabe, Griechenland im Geiste der Religion und Sittlichkeit Apollos politisch zu erziehen. Das griechische Volk zerfiel damals in kleine selbstherrliche Gemeinden, jede einige Tausend Seelen stark; diese πόλεις bildeten ein höchst bequemes Material für wichtige und lehrreiche Experimente (man muß lange und eifrig in der Geschichte der neueren Zeit suchen, um etwas Ähnliches zu finden — z. B. Genf zur Zeit Calvins). Die Experimente wurden mit Hilfe verschiedener Mittel und mit wechseln-

dem Erfolge ausgeführt: in einigen Gemeinden gelang es Delphi, die Regierung an sich zu reißen (z. B. in Sparta), in anderen fand es die Mitwirkung mächtiger Parteien (wie in Athen), in wieder anderen bildete der einflußreiche orphische Orden sein Werkzeug (in den süditalischen Kolonien); in einigen siegte Delphi, in anderen wurde es besiegt — für uns sind alle diese Schauspiele von gleichem Interesse. Eine andere Art von Experimenten begannen als Gegenspiel zu Delphi die athenischen Politiker des fünften Jahrhunderts; aber die von ihnen geschaffene landlose Gemeinde von Kriegern und Beamten erleidet im peloponnesischen Kriege einen Zusammenbruch. Die Erfahrungen der Praxis benutzt die Theorie des vierten Jahrhunderts — Plato in seinem ‚Staat' — aber auch sie nur, um möglichst schnell zur Praxis überzugehen. So hat uns also Griechenland sowohl in theoretischen Darlegungen als auch in praktischen Anwendungen die Prinzipien der Politik, in des Wortes weitestem Sinne, vermacht: Wie soll man einen Staat einrichten, um der Persönlickkeit die Möglichkeit der höchsten sittlichen Vervollkommnung zu sichern? — Das ist die Frage, die sich als roter Faden durch alle Versuche und Konstruktionen zieht. Es ist dies eine im höchsten Grade interessante Frage. Schon das allein, daß sie in dieser Form gestellt wurde, bedeutet einen gewaltigen Fortschritt: „Wie soll man einen Staat so einrichten . . .?" Der Staat ist also nicht etwas Elementares, von uns hängt seine Einrichtung und Umwandlung ab, dem Ziel entsprechend, das wir als das beste anerkennen. So glaubten die Alten; diesen Glauben haben auch wir von den Alten ererbt. Er war eine Zeitlang die Quelle extremer Verirrungen: da die Menschen (in der Aufklärungsepoche) sich die Macht des vernünftigen Willens übertrieben groß vorstellten, kamen sie auf den Gedanken, man könne mit Hilfe wohl bedachter Konstitutionen ein Volk plötzlich umerziehen und ein neues Menschengeschlecht schaffen. Die blutige Geschichte der französischen Revolution mit ihren totgeborenen Konstitutionen und ihrer wilden, maßlosen Willkür hat uns gelehrt, uns in dieser Sache nüchterner zu verhalten und die elementare Kraft, welche im Charakter der betreffenden Gesellschaft liegt, nicht zu mißachten; aber das Wesentliche, die Idee des politischen Fortschritts, die uns die Antike vermacht hat, wurde dadurch nicht berührt.

Das zum ersten; einen zweiten Schritt vorwärts bildete die Auffassung von der sittlichen Bedeutung des Staates, die durch sein Verhältnis zur Persönlichkeit bedingt wird. In dieser Auffassung sind die Keime gegeben zum Kampf zweier gleich wertvoller und für den kulturellen Fortschritt gleich wichtiger Ideen: der Idee des Staates und der Idee der individuellen Freiheit. Delphi stützte sich auf die erstere und ordnete die Persönlichkeit dem Staate

unter; die Athener suchten die Persönlichkeit, soweit dies ohne Schaden für die Macht des Staates anging, zu emanzipieren — diese Tendenz des athenischen Staatsgedankens betont Perikles in seiner Grabrede bei Thukydides. So hat also die Antike diese fruchtbare politische Antithese in die Welt gesendet, den Antagonismus zwischen dem sozialistischen und dem individualistischen Prinzip; und immer waren sich die einsichtsvollsten Verfechter dieses und jenes Prinzipes bewußt, darin Schüler der Antike zu sein, und haben ihre Bedeutung hochgeschätzt. Der Vater des heutigen Sozialismus, Ferdinand Lassalle, sah in der klassischen Bildung „ein glückliches Gegengewicht gegen das Manchestertum" im damaligen Deutschland und hielt sie „für eine unverlierbare Grundlage des deutschen Geistes"; sein Antipode, der Prophet des extremen Individualismus, Fr. Nietzsche, entlehnte der Antike die Prinzipien, die er so beredt und erfolgreich in seiner Predigt durchgeführt hat. Beide waren sie im Recht, denn sie waren beide so gebildet, daß sie die Antike nicht für die Norm, sondern für den Samen der heutigen Zivilisation hielten.

Aber auch hier müssen wir neben der ungeheuren theoretischen Bedeutung der antiken Politik ihre ungeheure historische Bedeutung anerkennen — wobei ich Sie bitten muß, diesen letzteren Ausdruck nicht im Sinne einer Abkehrung von der Gegenwart aufzufassen: sie steht im Gegenteil in der engsten Beziehung zu ihr. Ich habe schon früher gesagt, daß unsere Vergangenheit keine Vergangenheit im eigentlichen Sinn des Wortes ist: sie lebt in uns und wir leben durch sie. Wenn wir unsere Vergangenheit studieren, studieren wir unsere Gegenwart in dem, was in ihr am dauerhaftesten und langlebigsten ist. Versuchen Sie die Gegenwart so zu betrachten, als ob Sie heute geboren wären, ohne jede Kenntnis auch nur des gestrigen Tages: alles, was Sie umgibt, wird Ihnen gleich wertvoll, gleich unentbehrlich und ewig scheinen; den hohen Halsbinden oder flachen Damenhüten werden Sie gleiche Wichtigkeit beimessen wie der konventionellen Orthographie, wie der Wehrpflicht oder dem Schwurgericht, wie der Ehe und der Freundschaft. Was kann Ihnen hier helfen, Vorübergehendes von Beständigem, Launen von Bedürfnissen, Nötiges von Unnötigem zu unterscheiden? Die genaue Kenntnis des Menschen? Das ist eine Wissenschaft, die der Zukunft angehört, und zwar der fernen Zukunft; bis dahin bildet die Vergangenheit unsere einzige Richtschnur. Und wenn wir Philologen unsere Gedanken in die ferne Vergangenheit unserer Kultur versenken, so tun wir es nicht, um sie von der Gegenwart abzulenken, sondern um diese leichter und besser zu begreifen, um vom Bedingten und Vergänglichen zum Unbedingten und Ewigen zu gelangen . . , oder doch zum

Langwährenden; um die Möglichkeit zu haben, die uns umgebenden Erscheinungen richtig einzuschätzen, den angeschwemmten Boden, den morgen eine Welle fortraffen wird, vom granitenen Grunde, auf dem unsere Kultur ruht, unterscheiden zu können. Ihre Geschichte nimmt für uns dort ihren Anfang, wo die Geschichte Griechenlands beginnt . . . von der Geschichte des Orients brauche ich nicht zu reden, da es nicht bekannt ist, inwieweit die Geschichte Griechenlands als ihre Fortsetzung gelten kann. Indem wir diesen Anfang studieren und ihn mit der Gegenwart vergleichen, lernen wir den Weg erkennen, auf dem die Menschheit vorwärts schreitet, geführt von ihrem strengen Erzieher, dem Gesetz der soziologischen Auslese.

Und wie schon oben bemerkt, verleiht das Studium dieses Weges uns nicht nur geistiges Wissen, sondern auch Rüstigkeit und Wagemut der Seele, dank dem tröstlichen Zusammenfallen biologischer und sittlicher Wertschätzung. Tatsächlich fallen nur hier, auf diesem gewaltigen Wege des Kulturlebens der Gesellschaft, diese beiden Wertschätzungen zusammen, — während der kurzen Spanne Zeit, die das Leben eines Individuums ausfüllt, sehen wir sie bald im Einklang, bald im Widerspruch und werden durch ihre Kombinationen nur verwirrt. Mir fällt ein halb scherzhafter, halb ernster Vierzeiler eines russischen Epigrammatikers ein:

Wer nicht als Mann ein Pessimist
Und nicht als Greis ein Misanthrop,
Der ist vielleicht ein guter Christ,
Doch seiner Einsicht zollt kein Lob!

Wirklich sehen wir nur zu häufig während der Lebensdauer einer Generation die Macht über das Recht, die Gemeinheit aber über beide triumphieren; und das ist nicht einmal das schlimmste. Wohl ist es traurig, so viele herrliche Menschenleben zerschmettert zu sehen, während die selbstzufriedene Mittelmäßigkeit und Niedrigkeit triumphiert; aber weit trauriger ist es, zerstörte hohe Ideen zu sehen und die Leichname der gemordeten Wahrheit in den Spalten der Zeitungen und anderer Organe der öffentlichen Meinung. Dagegen ist nichts zu machen; während der Dauer eines Menschenlebens lernen Sie nur das kleine ‚Ich' der Sie umgebenden Gesellschaft kennen, und das gewährt keinen großen Trost; wenn Sie ihr großes ‚Ich' erkennen wollen, das vom Gesetz der soziologischen Selektion regiert wird — müssen Sie sich in die Vergangenheit versenken und den Weg, den die menschliche Kultur gegangen ist, von seinen ersten Anfängen an studieren. Und hier werden Sie das bemerken, was ich oben das Zusammenfallen der biologischen und sittlichen Wert-

schätzung genannt habe; das Wesentliche desselben kann man mit folgenden Worten ausdrücken: „Das Schlechte erweist sich als nicht lebensfähig und geht zugrunde, das Gute ist lebensfähig und erhält sich.“ Mit freudiger Zuversicht werden Sie dann auf die geheimnisvolle Zukunft schauen, der uns ein unergründlicher Wille entgegenführt; Sie werden, auf die menschliche Natur angewendet, die schönen Worte Lenaus preisen:

Liebe die Natur, die treu und wahr
Ringt nach Glück und Freiheit immerdar.

SIEBENTE VORLESUNG.

Meine zwei letzten Vorlesungen, die ich der kulturellen Bedeutung der Antike gewidmet habe, waren ziemlich bunten Inhalts: die Religion, die Mythologie, die Literatur, die Philosophie, das Recht und die Politik kamen da zur Sprache. Alles dieses vereinigte, außer der gemeinsamen Zugehörigkeit zur Antike, auch noch der folgende gemeinsame Gesichtspunkt: überall suchte ich Ihnen zu beweisen, daß die Antike für uns nicht Norm, sondern Same sein soll. Durch diese im höchsten Grade wichtige Klausel erheben wir sogleich die Antike über alle Parteien, nicht nur die politischen, sondern auch alle anderen. Ich will Ihnen an einem Beispiel zeigen, was das bedeutet.

Sie haben vielleicht bemerkt, daß ich in meinen Vorlesungen das Wort ‚Klassizismus' ziemlich sorgfältig vermieden habe. Ich habe es nicht darum getan, weil dies Wort den Ohren eines großen Teiles der Gesellschaft mißliebig klingt — mich wird, denke ich, niemand in dieser Beziehung der Schüchternheit zeihen — sondern, weil der diesem Worte entsprechende Begriff nicht damit übereinstimmt, was ich für den Augenblick für nützlich und fruchtbringend halte. Unter Klassizismus verstehen wir eine Richtung in der Literatur und Kunst, die die Literatur und Kunst der Antike (und nicht einmal der ganzen, sondern nur eines hervorragenden Teiles) gerade als Norm betrachtet, der man nachahmen soll. In diesem Sinn wird der Klassizismus einerseits der Romantik, andererseits dem Naturalismus gegenübergestellt; diese Richtung ist den beiden ebengenannten gleichberechtigt. Wir aber suchen in der Antike etwas, was in gleicher Weise den Klassikern, wie den Romantikern und Naturalisten zugute kommt — wir suchen, wie wir schon oft ausgesprochen haben, keine Normen, sondern nur Samen.

Das muß man auch auf dem Gebiete der Antike im Auge behalten, zu dem wir jetzt übergehen, um damit unsere Übersicht zu schließen — auf dem Gebiete der Kunst. Die Kunst, die hier in Frage kommt, ist hauptsächlich — die Architektur, Bildhauerkunst und Malerei; dieser Begriff erstreckt sich aber auch auf das Haus- und übrige Gerät, soweit es einen künstlerischen Charakter aufweist.

Wir wollen mit der Architektur beginnen.

Ihre Elemente in der Antike sind sehr einfach — die griechische Säule mit dem geraden Gebälk und der (vorwiegend) römische Bogen. Es lohnt sich jedoch, sich in die struktive Idee, die hier verkörpert ist, hineinzudenken. Zwei Pfeiler und ein Querbalken — das ist das ursprüngliche Schema der griechischen Architektur; die Last drückt ausschließlich von oben nach unten — sie wird von der Säule getragen, deren Kräfte deshalb ausschließlich von unten nach oben gerichtet sind. Es ist interessant zu sehen, wie die ganze Säule gleichsam belebt erscheint durch diese von unten nach oben wirkende Kraft. Aber hier interessiert uns etwas andres: die große Ehrlichkeit der griechischen Architektur. Das äußere Bild des Gebäudes drückt vollständig seine struktive Idee aus. Sie können einen griechischen Tempel ganz ohne künstliche Befestigungsmittel aufgebaut denken, ohne Mörtel und eiserne Klammern — und er wird halten. Nur eine Schwierigkeit gab es: bei etwas größerem Zwischenraum zwischen den Säulen war es schwer, genügend lange steinerne Querbalken zu finden. Zur Beseitigung dieser Schwierigkeit wurde der Bogen erfunden, dessen Prinzip im keilförmigen Schnitt der Steine besteht. Auf diese Weise erhielt man die Möglichkeit, mit Hilfe kleiner Steine oder Ziegel sehr bedeutende Zwischenräume zwischen den Säulen zu überspannen. Ehrlich war auch diese Architektur des Bogens (und folglich des Gewölbes, einschließlich der Kuppel). Sie können aus keilförmigen Ziegeln einen Bogen ohne Mörtel und künstliche Befestigungsmittel aufbauen, und dieser Bogen wird nicht nur selbst halten, sondern auch noch den oberen Teil des Gebäudes tragen: je schwerer der Druck dieser Last ist, desto zusammengekeilter und stärker wird der Bogen selbst sein. — Die eine Schwierigkeit hatte der Bogen wohl beseitigt, dafür aber eine andere erzeugt, für welche die römische Architektur keine vollständig befriedigende Lösung gefunden hat. Beim System des geraden Gebälks drückte die Last, wie wir gesehen haben, nur von oben nach unten, in vertikaler Richtung; beim System des Bogens drückt sie auch vom Zentrum nach beiden Seiten hin, in horizontaler Richtung. Versuchen Sie einen Bogen aus keilförmigen Ziegeln über zwei Säulen aufzuführen — er wird auseinandergedrückt werden, die Säulen werden umstürzen. Und somit wurde ein neues Element in der Architektur erforderlich, das auch diesen horizontalen Druck — den sog. Schub — überwinden konnte; die römische Architektur hat es nicht entdeckt, sie umging die Schwierigkeit eher, als daß sie dieselbe löste. Aber eine Fortsetzung der römischen Architektur bildete die romanische des frühen Mittelalters, eine Fortsetzung der romanischen — die gotische des späten Mittelalters; und diese

letztere eben fand endlich in ihrer Architektur eine durchaus befriedigende Antwort auf die durch den römischen Bogen aufgeworfene Frage. Da die Last des Gebäudes in zwei Richtungen drückte, in vertikaler und horizontaler, hauptsächlich aber in ersterer, so fand sie ihren schematischen Ausdruck in einer schrägen Linie, der Diagonale jenes Parallelogramms der Kräfte. Um sie zu überwinden, bedurfte es daher eines Elementes, das ihr in gleicher Weise nicht gerade von unten nach oben, sondern in schräger Richtung entgegentrat — der sog. Strebe. Diese Strebe übernahm (nach unvollkommenen Versuchen der romanischen Architektur) die Gotik als notwendigen Bestandteil; sie hat sie entwickelt und ausgeschmückt, indem sie den Strebepfeiler und den Strebebogen schuf, und ihre Einverleibung hat jene architektonische Ehrlichkeit wiederhergestellt, die durch die Einführung des römischen Bogens etwas gestört war — jene architektonische Ehrlichkeit, die da fordert, das äußere Bild des Gebäudes solle der genaue Ausdruck der ihm innewohnenden struktiven Idee sein. Die Geschichte der Architektur kennt nur zwei Beispiele dieser absoluten Ehrlichkeit — den griechischen und den gotischen Stil. Freilich heißt es auch, diese zwei Stilarten bildeten direkte Gegensätze. Ja, selbstverständlich; sie verhalten sich zueinander, wie die Vertikale zur Horizontale. Unzweifelhaft hat sich der gotische Stil von den Normen des griechischen abgewandt; aber ebenso unzweifelhaft war dieser gotische Stil nur die Blüte des antiken Samens, und dieser Same war die architektonische Ehrlichkeit. Was das noch bedeutet, werden wir sogleich sehen.

Ein struktives Prinzip an sich schafft keinen architektonischen Stil; an einem solchen hat immer das ornamentale Prinzip einen mehr oder weniger großen Anteil. Dieses haben Sie auch beim griechischen Stil; wenn Sie sich fragen, in welchem Verhältnis es zum struktiven steht, so werden Sie sehen, daß dies Verhältnis eine Illustration unseres Sprichworts bildet: Der Arbeit die Zeit, dem Spiele die Stunde. Die Arbeit — das ist das Tragen der Last: diese Arbeit beherrscht vornehmlich die Säule, die sich ihr vollständig widmet; das ganze Aussehen ihres strengen, ebenmäßigen Schaftes drückt diese Idee aus, zu Ornamenten, d. h. zum Spiele, fehlt es ihr an Zeit. Aber endlich ist der Architrav erreicht. Hier werden die Last und die Stütze, die von oben drückende Kraft und die den Druck aushaltende Kraft, gewissermaßen neutralisiert; hier kommt es zu einer Art Ruhepause — und gleich tritt das Spiel, d. h. das Ornament in seine Rechte: die ionischen Schnecken, die korinthischen Blätter winden sich um das Kapitell der Säule. Aber auch der Architrav hat seine Arbeit: auf ihm ruht die Last des ganzen oberen Gebälks, die ihm (im dorischen Stil) durch die strenge Triglyphe vermittelt

wird; dafür sind die rechtwinkligen Zwischenräume zwischen den Triglyphen frei von jeder Last, und hier — auf den sog. Metopen — läßt der Künstler seiner Phantasie wieder die Zügel schießen, die Metopen erhalten Skulpturenschmuck. Das Gebälk trägt das Dach, das über der Fassade ein flaches gleichschenkliges Dreieck bildet, den sog. Giebel; der Raum innerhalb des Dreiecks stellt wiederum ein neutrales Erholungsfeld dar — hier finden Sie daher auch wieder Skulpturenschmuck. Somit bestimmt dieselbe architektonische Ehrlichkeit, die den struktiven Teil des griechischen Stils charakterisiert, auch sein Verhältnis zum ornamentalen: dieser spielt nur eine nebensächliche Rolle und verdunkelt niemals die struktive Idee.

Dagegen verleugnen dieses Prinzip der architektonischen Ehrlichkeit am stärksten die orientalischen Stile, sodann auch die Ausartungen des antiken, zum Teil unter dem Einflusse eben dieser orientalischen. Das ihnen allen gemeinsame Element ist die Phantasterei; das struktive Prinzip wird dem ornamentalen untergeordnet, die struktiven Elemente in Ornamente umgewandelt, die struktive Idee hinter solchen architektonischen Formen, die an sich unmöglich sind, verborgen; — das sind die Besonderheiten dieser Stile. Nehmen Sie den uns besonders nahe stehenden byzantinischen Stil, der nach einem treffenden Ausdruck Strzygowskis ‚Griechenland in der Umarmung des Orients' darstellt. Beachten Sie seinen geschweiften sog. Kielbogen. Ein solcher Bogen, aus keilförmigen Ziegeln erbaut, ist nicht nur nicht imstande, etwas zu stützen, sondern auch selbst zusammenzuhalten: sein äußeres Bild entspricht nicht seiner struktiven Idee, er wird nur durch Stuck, Mörtel und künstliche Befestigungsmittel möglich. Nehmen Sie die byzantinische Säule: dieser wichtigste Teil der griechischen Architektur ist hier zu vollständigem Nichtstun verurteilt, sie tritt irgendwo aus einer Ecke hervor und verschwindet in derselben Ecke wieder, ohne irgend etwas zu stützen, was sich nicht auch von selbst halten würde — mit anderen Worten, sie hat sich in ein reines Ornament verwandelt. Nehmen Sie die arabische Architektur, die Alhambra mit ihren Stalaktitengewölben: diese Stalaktitengewölbe sind in struktiver Hinsicht ebenso unmöglich, wie der byzantinische Bogen, wieder hat die Phantasie des Ornamentators durch Stuck usw. das seiner Schöpfung zugrunde liegende struktive Element — das römische Gewölbe — verschleiert. Nehmen Sie den russischen Stil und seine charakteristische Besonderheit, die Zwiebelkuppel — auch sie stellt einen struktiven Widerspruch dar, der nur mit Hilfe künstlicher Stützen, die innerhalb der Kuppel verborgen sind, ermöglicht wird; so wird das, wodurch sie sich hält, dem Blicke des Beschauers vorsorglich entzogen, und nur das wird ihm gezeigt, was sich allein

für sich nicht halten kann — Sie werden mir zugeben, daß dieses Prinzip im direkten Gegensatze steht zum obenerwähnten Prinzip der architektonischen Ehrlichkeit, welches die Forderung stellt, das äußere Bild des Gebäudes solle seiner struktiven Idee entsprechen. Eben ist der russische Stil bei uns modern, aber nur, weil er der russische ist; ich kann nicht glauben, daß sein Erfolg von langer Dauer sein wird. Gewöhnlich ist in der Geschichte der Architektur auf eine Zeit der Begeisterung für antistruktive Formen eine Renaissance der Antike mit ihrer Klarheit und Ehrlichkeit gefolgt; ich glaube, daß das auch bei uns stattfinden wird — aber natürlich nicht so, daß etwa die Normen der griechischen und römischen Architektur sich an Stelle der heutigen einbürgern sollten. Nein: wenn die Künstler unter den Architekten der folgenden Generationen von der antiken Architektur ihren Samen entlehnten, die architektonische Ehrlichkeit, und ihn mit den Formen der russischen Ornamentik verbänden — so wäre das eben der erwartete und geforderte russische Stil. Einzelheiten erraten zu wollen, wäre selbstredend voreilig.

Was ich bisher gesagt habe, bezog sich ausschließlich auf die antike Architektur. Einen flüchtigen Blick wollen wir auch auf die übrigen Künste, speziell die Skulptur und Malerei werfen. Im Gegensatz zur Architektur sind dies nachahmende Künste. Hier wird, von den technischen Bedingungen abgesehen, der Kunststil durch die Fragen bestimmt: Wem oder was soll man nachahmen, und wie soll man nachahmen? Die Antwort auf diese Frage stellt den besonderen Charakter der antiken, d. h. wiederum griechischen nachahmenden Kunst fest. Um dies zu begreifen, werden wir auch hier von einem möglichst elementaren, bis zum äußersten vereinfachten Schema ausgehen.

Wir wollen uns zuerst einen Künstler der Urzeit vorstellen, der, ohne Vorgänger zu haben, als erster an die Aufgabe herantritt, irgend einen Gegenstand — sagen wir einen Menschen — darstellen. Es versteht sich von selbst, daß ein unter diesen Bedingungen zustande gebrachtes Werk einen rein zufälligen Charakter aufweisen wird, der davon abhängt, wie der Künstler sein Objekt betrachtet, und wie seine Hand seinem Auge gehorcht. Ferner wollen wir uns vorstellen, daß nach diesem ersten Künstler ein zweiter sich eine ganz gleiche Aufgabe stellt; das Verhalten dieses zweiten Künstlers zum ersten kann schon ein dreifaches sein. Erstens kann er ihn ignorieren; dann wird seine Darstellung natürlich eine ebenso zufällige sein, wie jene erste. Wenn Sie sich auch fernerhin ein ebensolches Verhalten des Nachfolgers zum Vorgänger vorstellen, erhalten Sie eine zufällige Kunst, ohne irgend einen bestimmten Stil. Zweitens kann er sich, im Gegenteil, seinem Vorgänger ganz

unterordnen und seine Manier vollständig zu reproduzieren suchen: wenn jener den menschlichen Rumpf in Form eines Trapezes, das auf einem Rechtecke ruht, dargestellt hat, wird auch er zu demselben Mittel greifen; bei einem solchen Verhalten zur Sache werden wir eine konventionelle Kunst von sehr strengem, bestimmtem Stile erhalten, die nur im Sinn einer immer stärkeren Betonung der konventionellen Elemente fortschreitet. Endlich, drittens, kann der zweite Künstler seine Aufmerksamkeit zwischen seinem Vorgänger und dem darzustellenden Gegenstande teilen; er wird seinen Vorgänger sorgfältig studieren, um sich dessen Technik anzueignen, sich dann aber in sein Objekt vertiefen, wird versuchen, sich über die Unvollkommenheiten, die der Manier seines Vorgängers anhafteten, Rechenschaft abzulegen und den Versuch machen, sich der Natur mehr zu nähern, als es jenem möglich war. Bei einem solchen Verhalten zur Sache erhalten Sie auch eine Kunst, die einen gewissen Stil aufweist, insoweit jeder Künstler sich in technischer Abhängigkeit von seinem Vorgänger befindet — die aber fortschreitet im Sinn einer Befreiung vom Konventionellen und einer Annäherung an die Natur. — Dies sind die drei möglichen Schemata. Nun wissen Sie, daß man Schemata in Wirklichkeit niemals in ihrer abstrakten, mathematischen Reinheit findet. Mit dieser Einschränkung kann man sagen, daß sich die erste, zufällige Kunst bei den wilden Völkern findet; die zweite, konventionelle, bei den Völkern des nahen und fernen Orients; endlich die dritte, die natürliche Kunst haben im Altertum ausschließlich die Griechen, in neuer Zeit, unter dem Einflusse der griechischen Kunst, wir europäischen Kulturvölker entdeckt. Freiheit und Natürlichkeit — das ist der vornehmste, charakteristische Zug der antiken Kunst.

Daß dem wirklich so ist, davon kann man sich unschwer überzeugen. Speziell unsere St. Petersburger Ermitage verfügt zu dem Zweck über ein prachtvolles Hilfsmittel, das leider als solches noch gar nicht ausgenutzt ist; es sind dies — die Denkmäler der altgriechischen Malerei, die unter der Bezeichnung von ‚bemalten Vasen' bekannt sind und einige große Säle der untersten Etage einnehmen. Hier können Sie — zum Unterschied von der mehr oder weniger zufälligen Zusammensetzung der Skulpturengalerie — den ganzen geschlossenen Kreis der Entwickelung beobachten. Die ältesten Darstellungen des menschlichen Körpers auf den braun bemalten archaischen Vasen stehen nur wenig über dem berühmten kindlichen ‚Trapez auf dem Rechteck'; es folgen die sog. schwarzfigurigen Vasen, die wenn schon bedeutend natürlichere, dennoch sehr eckige und konventionelle Darstellungen aufweisen. Dann kommen die rotfigurigen Vasen, die verschiedenen Stilen angehören — dem strengen, schönen,

freien. Dabei fällt vor Ihren Augen eine Konvention nach der andern fort, der Forderung nach Natürlichkeit wird in immer steigendem Maße Genüge geleistet. Später läßt die Anspannung nach, Pracht und Nachlässigkeit bürgern sich ein, es beginnt der Verfall und die Entartung. Diese lehrreiche Entwickelung läßt sich kaum irgendwie so übersichtlich verfolgen, wie gerade in der Vasenabteilung unserer Ermitage; und es berührt schmerzlich, wenn man sieht, wie diese herrliche Abteilung fast immer leer ist, und ihre Schätze ein totes Kapital bleiben. Dem Übelstande könnte die Verwaltung der Ermitage in bedeutendem Maße Abhilfe schaffen. An ihr liegt es, der Wißbegier des Publikums zu Hilfe zu kommen und ihm an Stelle des jetzigen trockenen und unverständlichen Katalogs einen anderen in die Hand zu geben, der die evolutionelle und künstlerische Bedeutung unserer Sammlung mehr hervorhebt.

Freiheit mit Natürlichkeit gepaart ist eines der charakteristischen Merkmale der antiken Kunst; ich will hier die Tatsache einfügen, daß sie es hauptsächlich diesem Merkmale zu verdanken hat, wenn sie die Erzieherin der modernen Kunst geworden ist. Ihre Wiedergeburt bedeutete immer, daß durch sie die Künstler die Natur wieder zu sehen und zu erkennen lernten, indem sie sich vom Konventionellen ihrer Zeit befreiten; auch auf diesem Gebiete bildete die Antike während der besten Perioden der modernen Kunst nicht die Norm, sondern den Samen. Aber damit ist noch nicht alles gesagt: außer der Freiheit und Natürlichkeit weist die antike Kunst noch einen andern, auch sehr wichtigen Zug auf; diesen Zug bezeichnen wir als Idealismus. Dieses Wort bedarf jedoch der Erklärung; es ist durchaus nicht so verständlich, wie es auf den ersten Blick scheint. Der Idealismus der antiken Kunst zeigt sich nicht darin, daß sie vorzüglich Götter und Göttinnen, nicht gewöhnliche Sterbliche dargestellt hat, und die Schönheit der Mißgestalt und der Vulgarität vorzog — das war eine Folge äußerlicher Bedingungen, kraft deren die Götterbilder eines Apollo oder Herakles leichter Absatz fanden, als die Darstellungen eines Fischers oder eines betrunkenen Weibes. Nein; der Idealismus durchzieht das ganze Gebiet der antiken Kunst, auch mit Einschluß dieser beiden letzten Vorwürfe. Wir können ihn sogar hier leichter begreifen und schätzen als dort.

Nehmen wir an, ein Künstler hätte sich die Darstellung eines Fischers zum Ziel gesetzt; da er, gemäß meinen Ausführungen, ein realistischer Künstler ist, wird er sein Vorbild vor allem in der Natur suchen. Aber die Natur bietet ihm nicht einfach einen Fischer, ja nicht einmal einfach einen griechischen Fischer: sie bietet ihm den Fischer Phrynichos oder Komias, d. h. eine Figur, deren Züge sie nicht nur als Fischer charak-

terisieren, sondern auch als Phrynichos und Komias. Dabei sind diese letzteren Züge nur für die persönlichen Bekannten ihrer Träger von Interesse; die ersteren — für alle, die sich überhaupt für den Typus eines Fischers interessieren. Und so fragt sich denn der Künstler: Welche von den Merkmalen, die ich vor mir sehe, charakterisieren ihren Träger gerade als Fischer? Der Lösung dieser Frage entsprechend schafft er seine Figur. Sein Ziel ist — nach Möglichkeit alle Merkmale, die für einen Fischer als solchen charakteristisch sind, zu sammeln, und nach Möglichkeit alle zufälligen Merkmale, die nur für das ihm gerade in den Weg gekommene Individuum charakteristisch sind, zu entfernen. Natürlich lernten die Griechen nicht plötzlich diese Merkmale finden; es gab eine Zeit, da sie, wenn sie einen Fischer darstellen wollten, nur einfach einen Menschen darstellen konnten (oder im besten Falle einen vulgären Menschen) und ihm, um ihre Absicht verständlich zu machen, eine Angel oder einen gefangenen Fisch in die Hand gaben. Dennoch erlangten sie mit der Zeit dieses Können und darin — im Vermögen, spezielle Merkmale von generellen einerseits, andererseits von individuellen zu unterscheiden — spricht sich der Charakter eines intellektualistischen Volkes aus, das die Logik und überhaupt die Philosophie geschaffen hat.

So ist der Idealismus der antiken Kunst beschaffen. Sein Wesen besteht, wie Sie sehen, in der Forderung, daß die Darstellung der Idee des darzustellenden Gegenstandes entspreche. Natürlich feiert dieser Idealismus seine höchsten Triumphe in der Sphäre des Übermenschlichen, in der Sphäre der Götter und Heroen. Hier stehen die Griechen nicht nur an erster Stelle, sondern sie stehen einzig da, isoliert von allen anderen Völkern. Viele Völker empfanden das Bedürfnis, ihre Götter darzustellen, wobei sie wohl verstanden, daß für den Künstler die Göttlichkeit in der Übermenschlichkeit besteht. Während aber die anderen Völker diese Übermenschlichkeit im Sinne einer Mißgestaltung verstanden — haben die Griechen allein sie im Sinn der Schönheit aufgefaßt. Die übermenschliche Schönheit ist die Schöpfung des antiken Genies; von ihm haben wir es gelernt, sie zu begreifen und zu reproduzieren. Aber dies ist nicht die einzige erzieherische Rolle, die die antike Kunst auf dem von uns besprochenen Gebiete spielt — es ist nur eine Seite des antiken Idealismus, der uns in den verschiedenen Epochen der Entwickelung unserer Kunst in seinem ganzen Umfang nötig gewesen ist und es sein wird, solange unsere Kunst sich entwickeln wird, d. h. hoffentlich immer. Und dieser Idealismus läßt sich leicht mit dem ersten von mir in der antiken Kunst hervorgehobenen Zuge verbinden — mit ihrem Durst nach Natürlichkeit und Freiheit. Ist doch die größte Idealistin in dem von

uns angenommenen Sinn die Natur selbst in ihrem Bestreben die Arten zu betonen und zu entwickeln. Der antike Künstler kommt nur der Natur zuvor oder setzt ihr Werk fort, indem er nach demselben Gesetze der Selektion schafft, das auch jene unbedingt beherrscht . . . Aber dies ist vielleicht ein zu kompliziertes und schwieriges Thema; der Mangel an Zeit verbietet uns, uns hier mit ihm abzugeben. Bevor wir jedoch von der Kunst und zugleich der kulturellen Bedeutung der Antike überhaupt Abschied nehmen, will ich noch auf einen Zug des antiken sog. Kunsthandwerks hinweisen, der, wegen verwandter Bestrebungen in der modernen Entwickelung der menschlichen Arbeit auf diesem Gebiete, für unsere Zeit besonders wichtig und interessant ist.

Dieser Zug ist — die Beseelung. Für den antiken Menschen sind die Gebrauchsgegenstände und Werkzeuge nicht einfach solche, sondern Verkörperungen oder Personifizierungen der in ihnen wirkenden Kräfte oder der durch sie ausgeübten Funktionen. Als ich von der Säule sprach, sagte ich schon, daß sie dem antiken Menschen als die Verkörperung der von unten nach oben wirkenden und das Gebäude stützenden Kraft erschien; den Ausdruck dieser Kraft bildete eine leichte, aber sehr bemerkbare ‚Schwellung' (ἔντασις) der Säule, weshalb ihr Profil keine gerade, sondern eine leicht geschweifte Linie bildet. Dasselbe können wir überall verfolgen. Nehmen Sie den antiken Krug (hydria). Er wird aufgestellt, wächst gleichsam aus der Erde hervor, ihn schaffen aus dem Boden dringende Kräfte — er hat daher die Form einer von unten kräftig emporwachsenden Seifenblase, ist oben breiter als unten. Ein eisernes Gewicht dagegen ist zum Aufhängen bestimmt, die Kraft wirkt in ihm von oben nach unten — es hat daher die Form eines hängenden Sackes, der mit Wasser oder Sand gefüllt ist, es ist unten breiter als oben. Nehmen Sie das Schüreisen; es ist dazu bestimmt, in den Kohlen des Feuerbeckens zu wühlen — das Ende erhält die Form eines menschlichen Fingers. Nehmen Sie einen Tisch — seine Füße erhalten die Form von Tierfüßen mit Krallen. Nehmen Sie den Sturmwidder, der bei der Belagerung dazu diente, die Mauern zu zerstören; diese Tätigkeit machte den Eindruck, als wenn ein Tier mit dem Kopfe stoße — und so erhält denn das Ende desselben die Form eines Widderkopfes. Alles das sind natürlich Kleinigkeiten; doch spiegelt sich in diesen Kleinigkeiten eine erhabene metaphysische Idee — die Idee des Weltwillens, deren Entwickelung erst der Philosophie der jüngsten Zeit überlassen war.

Und hiermit ist mein kurzer Überblick über die kulturelle Bedeutung der Antike beendet. Selbstverständlich habe ich nicht ein Zehntel von dem gesagt, was ich darüber hätte sagen können,

aber die Vollständigkeit der Ausführung lag auch nicht in meiner Aufgabe. Ich wollte Ihnen nur Proben vorführen. Wenn Sie sich mit der Grundidee meiner Skizze vertraut gemacht haben — daß die Antike für uns nicht Norm, sondern Same sein soll —, so werden Sie auch leicht den Hauptschluß aus ihr begreifen, nämlich, daß die kulturelle Bedeutung der Antike für uns niemals vergehen wird, und daß das Band, welches uns mit ihr verknüpft, sich mit jedem Jahrhundert lebendiger und enger gestalten muß. Aus diesem Samen ist unsere heutige Kultur hervorgegangen; es gibt in ihr keine einigermaßen wesentliche Idee, deren organische Entwickelung aus ihm nicht klar bewiesen werden könnte. Mit seiner Hilfe haben wir oft die Baumschulen unserer Kultur veredelt, um sie vor Verkümmerung und Entartung zu retten, und werden es noch oft tun — ähnlich wie wir unserem degenerierenden Weine und anderen Pflanzen durch die Einfuhr von Originalsamen und Originalschößlingen zu Hilfe kommen. Und merkwürdig! Während jede solche Aufnahme des antiken Samens zur Veredelung unserer Kultur geführt hat und unsterbliche Werke geschaffen hat, die ihrerseits den Nachkommen als Vorbilder dienten — hat jede Aufnahme von stammfremdem Kultursamen nur Zwitterbildungen ergeben, die der weiteren Fortpflanzung unfähig waren. Noch in der Zeit Goethes waren wir in der Arabomanie befangen, der er selber in seinem ‚West-östlichen Diwan' seinen Tribut zahlte. Später folgte die Indomanie, deren Blüte die Philosophie Schopenhauers bildete — nicht die ganze, zum Glück, sondern nur ihr unfruchtbarster Teil, der Pessimismus, der nicht organisch mit dem gesunden und fruchtbaren Platonismus verknüpft war. Jetzt ist die Japaneserei Mode geworden, deren Wohltat wir in vielen Mißbildungen der sog. dekadenten Kunst verspüren, und die zu spurlosem Verschwinden verurteilt ist, — abgesehen von einer harmlosen und unwesentlichen Bereicherung unserer Ornamentik. Alles dies sind bemerkenswerte Erscheinungen, die die biologische Betrachtung der Kulturgeschichte rechtfertigen. So werden ja auch Tierrassen durch Kreuzung nicht mit anderen Arten, wie vollkommen sie auch sein mögen, veredelt — solche Kreuzungen ergeben nur der Fortpflanzung unfähige Bastarde — sondern mit hervorragenden Vertretern ihrer eignen Art, bei denen die charakteristischen Merkmale die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht haben.

Und darum eben müssen wir uns die Tür zur Antike offen halten — sie kann uns schon jetzt und in noch höherem Maße künftig zustatten kommen. Dazu ist es durchaus nicht nötig, daß alle Glieder der jeweiligen Gesellschaft eine klassische Erziehung genossen haben — sollte jemand meine ersten Vorlesungen in diesem Sinn verstanden haben, so hat er sich geirrt.

Es ist nur nötig, daß es in jeder Gesellschaft einen gewissen Prozentsatz von klassisch Gebildeten gibt, und unter diesen wieder eine verhältnismäßig kleine Anzahl von solchen, die ihr Leben dem Studium der Antike und ihrer Anpassung an die Forderungen der Gegenwart geweiht haben. Diese werden, sozusagen, mit der Beschaffung der Samen beschäftigt sein. Aufnehmen wird sie jener weitere Kreis von klassisch Gebildeten, um die Früchte mit den Männern der realen und professionellen Bildung auszutauschen — und eben dies wird jener Austausch der Kulturgüter sein, den ich oben im Auge hatte. Wie Sie hieraus ersehen, bedarf die Gesellschaft nicht nur des klassischen Gymnasiums, sondern auch anderer Typen der Mittelschule, wie sie der Kompliziertheit ihres Organismus und der Verschiedenheit der menschlichen Fähigkeiten entsprechen; und es versteht sich von selbst, daß ich, als ein auf Kultur Anspruch erhebender Mensch, mich keinem dieser Typen gegenüber feindlich verhalte. Ich hege nur eine Feindseligkeit, und zwar eine unversöhnliche, — gegen jene ‚Einheitsschule', die uns eine Zeitlang drohte, dieses totgeborene Kind pädagogischen Abenteurertums, das alle Fähigkeiten in eine gemeinsame Schablone pressen will.

Nun gebietet mir die Folgerichtigkeit, nachdem ich Ihnen zwei Teile unseres Programmes entwickelt habe, — und zwar erstens den Bildungswert, zweitens den Kulturwert der Antike — zum dritten Teile überzugehen und Ihnen ihre wissenschaftliche Bedeutung zu charakterisieren; mit anderen Worten, Ihnen zu erklären, worin das Wesen der Wissenschaft von der Antike besteht, d. h. der klassischen Philologie. Zu meinem Bedauern ist uns für diesen dritten Teil sehr wenig Zeit übriggeblieben. Ich muß mich mit einer flüchtigen Charakteristik begnügen, die hauptsächlich der hierher gehörenden letzten von den drei Antithesen gewidmet ist, mit denen ich meine Vorlesungen begann. Diese Antithese lautete folgendermaßen: „Die Gesellschaft hat sich an den Gedanken gewöhnt, daß die klassische Philologie eine Wissenschaft sei, die, nach allen Richtungen durchforscht, der schöpferischen Arbeit keine interessanten Aufgaben mehr biete. Der Kenner wird Ihnen aber sagen, daß sie jetzt interessanter ist als je vorher, daß die ganze Arbeit der vorhergehenden Generationen nur eine vorbereitende, nur das Fundament gewesen ist, auf dem wir jetzt erst das Gebäude unserer Wissenschaft aufzubauen beginnen, daß neue, zur Erforschung und Lösung lockende Probleme uns auf jedem Schritte unseres Weges begegnen."

In der Tat bringt der erste Teil dieser Antithese die Meinung der Gesellschaft richtig zum Ausdruck — und nicht nur der sog. ‚Gesellschaft', sondern oft auch von Leuten, die der Sache

näher stehen. Einer meiner Zuhörer, ein fähiger Mensch voll Kraft und Leben, geriet durch des Schicksals Fügung in orientalische Umgebung; ihn ergriff eine Leidenschaft zur Geschichte des Orients, und mit dem Eifer eines Neophyten schrieb er, die Geschichte des Orients sei viel interessanter als die Geschichte Griechenlands, da sie viel weniger durchforscht sei. Mir gaben diese Zeilen zu denken: die Geschichte des Orients ist deshalb viel interessanter, weil sie viel weniger durchforscht ist . . . wenn sie also durchforscht sein wird, wird sie aufhören, interessant zu sein? Die Aufgabe des Forschers besteht also darin, interessante Wissenschaften uninteressant zu machen? — Es lohnt sich, dieser Frage nachzugehen: was ist die Wissenschaft für uns, worin erkennen wir ihren Wert? — ich rede hier natürlich nicht von der sog. angewandten Wissenschaft, sondern von der reinen, deren einen Teil auch die klassische Philologie bildet. Sollen wir die Wissenschaft nur als ein ungeheures Geduldspiel betrachten, jenem Spielzeug für Kinder und Erwachsene gleich, dessen Aufgabe (einen Ring aus einem Kreuze herauszuziehen usw.) uns nur so lange ergötzt, bis wir die Lösung gefunden haben? Oder dürfen wir glauben, daß in ihr etwas anderes, etwas absolut Wertvolles enthalten ist, und daß wir, ihre Vertreter, nicht zu unserem eigenen Vergnügen arbeiten, um uns die Langeweile zu vertreiben, sondern auch zum Nutzen der Menschheit? Augenscheinlich entspricht diese letztere Antwort mehr der öffentlichen Überzeugung; sonst wäre es widersinnig, Universitäten, Akademien und Bibliotheken zu gründen, und auf Kosten des Volkes Leute zu unterhalten, deren einziger Beruf darin besteht, die Wissenschaft zu erforschen und ihre Aufgaben zu lösen. Wenn aber die Wissenschaft als solche interessant und wertvoll ist, so ist es klar, daß das Interesse an ihr mit dem Grade ihrer Erforschung sich steigert und nicht verringert, und daß ich das volle Recht habe, meinem Hörer zu sagen: Sie irren sich, die griechische Geschichte ist viel interessanter als die orientalische, eben weil sie viel mehr erforscht ist. Jene Vorarbeit, deren Resultate nicht an sich wertvoll sind, sondern weil sie die Voraussetzungen oder Hilfsmittel für andere wirklich wertvolle Resultate bilden — diese Vorarbeit ist in der klassischen Philologie schon in bedeutendem Maße vollbracht; sie bildete gerade die Aufgabe der verwichenen Generationen, für deren ehrliche und uneigennützige Lösung wir ihnen dankbar sein müssen. Sie werden fragen, worin diese Vorarbeit besteht? Ich antworte — vor allen Dingen im Sammeln der Denkmäler. In der Philologie ist das Denkmal das primäre Element für die wissenschaftliche Arbeit, wie in der Arithmetik die Zahl, in der Naturgeschichte das Einzelwesen, in der Physik die Erscheinung, in der Geschichte das Ereignis. Die Denkmäler der klassischen Philologie sind ver-

schiedenartig: Das Hauptdenkmal ist das Land selbst, in dem sich die Geschichte der klassischen Völker abgespielt hat, sowohl in seiner äußeren Erscheinung, als auch in seinen geologischen, botanischen, meteorologischen und anderen Verhältnissen. Ein weiteres Denkmal ist die mündliche Überlieferung der Griechen und Römer, die bei ununterbrochener Folge der Generationen auch auf die jetzigen Bewohner gekommen ist. Ein Denkmal ist auch jedes unmittelbare Werk ihrer Hände, das sich, wenn auch in verdorbenem Zustande, bis auf unsere Tage erhalten hat, mag dieses nun in den Ruinen eines Gebäudes, in einer Statue, einer Vase oder einer Inschrift bestehen. Ein Denkmal ist endlich jeder Schriftstellertext, der uns, wenn auch in einer späteren mittelalterlichen Handschrift, erhalten geblieben ist. Wir unterscheiden somit geographische, ethnologische, archäologische und im engeren Sinn philologische Denkmäler. Und eben das Aufdecken und Sammeln dieser Denkmäler bildete und bildet das Haupterfordernis zu fruchtbarer philologischer Arbeit — jedoch nicht allein. In den anderthalb bis zwei Jahrtausenden, die uns von der Antike trennen, haben diese Denkmäler einschneidende Veränderungen erfahren: Das Uferprofil und der Lauf der Flüsse sind verändert, das Volksmärchen hat beim Übergang von einer Generation auf die andere seine ursprüngliche Gestalt verloren, die Statuen und Inschriften sind in fragmentarischer Form auf uns gekommen, die Texte der Schriftsteller haben unter der Unbildung oder dem unangebrachten Scharfsinn der Abschreiber gelitten. Sie müssen nach Möglichkeit in ihrer ursprünglichen Form mit Hilfe der sog. Kritik wiederhergestellt werden. Dies alles ist — Vorarbeit; ich habe schon gesagt, daß sie die Hauptsorge der verwichenen Generationen gewesen ist, denen wir für die vorhandenen herrlichen Sammelwerke verpflichtet sind — für die historischen Atlanten, die sog. Corpora von Inschriften, Reliefs, Münzen usw. Diese Sammlungen bieten uns die Möglichkeit, auf angenehme und fruchtbare Weise wissenschaftlich zu arbeiten, indem wir die interessantesten und intimsten Seiten des antiken Lebens erforschen und beleuchten. Dennoch kann man nicht sagen, daß die Arbeit des Aufdeckens und Sammelns beendet wäre, es gibt noch auf lange hinaus zu tun. Die Ausgrabungen in Griechenland, Italien usw. (unter anderem auch bei uns im Gebiete der griechischen Kolonien in Südrußland) sind niemals unterbrochen worden und haben unsere Schatzkammern besonders mit archäologischen Denkmälern bereichert. Die Signatur der letzten Jahrzehnte bilden die unerwarteten und bisweilen fast wunderbaren Funde ägyptischer Papyri mit Texten von Schriftstellern, die als verloren galten. So wurden gefunden: die Schrift des Aristoteles über den athenischen Staat; die prächtigen Schwänke des Herondas; einige Reden des Hyperides, eines

Zeitgenossen des Demosthenes; Oden und Balladen des Bacchylides, eines Nebenbuhlers des Pindar; und erst kürzlich — ein ‚Nomos' des Timotheus, des für uns einzigen Vertreters dieser rätselhaften Form der lyrischen Poesie. Natürlich ist das nicht alles — der treue Sand Ägyptens birgt noch viele Schätze, und wir können täglich die Nachricht erwarten, daß irgend eine Perle der antiken Literatur gefunden ist, — Dichtungen der Sappho, Komödien des Menander . . . Unsere Väter haben dieses Gefühl nicht gekannt — zu ihrer Zeit galten die Lücken der antiken Literatur für endgiltig und unausfüllbar. Ich wiederhole: noch niemals ist die klassische Philologie so interessant gewesen, wie gerade jetzt.

Aber selbstverständlich beruht dieses Interesse nicht nur darauf, daß neue Funde beständig ihr Material vermehren; die Hauptsache ist, daß wir, dank der Arbeit der früheren Generationen, uns mit viel wichtigeren Anfragen, als unsere Vorfahren, an unsere Wissenschaft wenden können. Dank der Arbeit der früheren Generationen, gewiß — ihrer muß man immer mit Anerkennung gedenken, denn es war eine schwere und aufopferungsvolle Arbeit. Vor allen Dingen haben sie die Sprache der alten Völker in grammatikalischer und lexikalischer Hinsicht so sorgfältig und vollständig erforscht, wie keine andere Sprache der Welt. Das Resultat dieser Mühen waren umfangreiche Sprachlehren und Wörterbücher . . . natürlich nicht jene, die Ihnen vom Gymnasium her bekannt sind, sondern ungeheuere Werke, deren Material aus dem ganzen Gebiet der antiken Literaturen geschöpft ist. Es dürfte genügen, wenn ich Ihnen sage, daß der Thesaurus linguae Graecae des Stephanus (d. h. des französischen Philologen Estienne) in der neuen Ausgabe aus neun riesenhaften Bänden in folio besteht, und der entsprechende Thesaurus Linguae Latinae, an dem gerade jetzt fast das ganze philologische Deutschland arbeitet, noch imposanter zu werden verspricht. So haben wir denn die Möglichkeit, die Geschichte der Wörter genau zu studieren und dadurch in den Geist der Antike selbst einzudringen — Sie erinnern sich ja: Die Sprache ist des Volkes Bekenntnis.

Aber das scheint Ihnen vielleicht nicht sehr verführerisch; nun, so wollen wir doch wenigstens zufrieden sein, daß diese Arbeit in bedeutendem Umfange schon getan ist. Eine andere, auch sehr wichtige Arbeit stellten die kommentierten Ausgaben der Schriftsteller dar — wiederum nicht jene, die Sie kennen, sondern andere, die eine Verbindung aller antiken Literaturdenkmäler untereinander und mit den entsprechenden archäologischen und anderen Denkmälern durch eine Art ideelle Kette oder Netz bezweckten. Diese Ausgaben gewähren uns die Möglichkeit, wenn wir einen Beleg haben, die übrigen rasch zu

finden — wie sehr aber dieses bequeme Finden des Materials das wissenschaftliche Arbeiten erleichtert, können Sie sich unschwer vorstellen. Eine dritte Arbeit bildete das Ausarbeiten von trockenen, aber äußerst inhaltreichen Handbüchern, die die verschiedenen Disziplinen der Philologie betreffen: die politische Geschichte, die Geschichte der Literatur, der Mythologie, des Rechtes, der Staatsverfassung usw. — wobei alle Belege sowohl aus der Literatur, wie auch aus den Inschriften und anderen Denkmälern angeführt sind. Und dies alles zusammengenommen bildet eben das Fundament, von dem ich oben gesprochen habe, und auf dem wir jetzt erst das Gebäude unserer Wissenschaft aufzubauen beginnen. Natürlich ist auch das Fundament noch nicht ganz fertig. Neue Funde verstärken es beständig durch neue Quadern, und so wird es noch lange dauern; dennoch ist es schon stark genug, um das bezeichnete Gebäude tragen zu können. Was das aber für ein Gebäude ist, werden Sie leicht verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß wir noch keine Geschichte der antiken Religion besitzen, ja nicht einmal eine Geschichte der Mythologie in ihrer genetischen Entwickelung; keine Geschichte der antiken Moral und Weltanschauung, keine Geschichte der geistigen, ja nicht einmal der materiellen Kultur der antiken Völker, keine durchgeistigte Geschichte der antiken Literaturen, keine Geschichte der nationalökonomischen und sozialen Erscheinungen, nicht einmal in ihren Hauptfaktoren (der Landwirtschaft, dem Kapitalismus) — usw.; wenn ich Ihnen ferner sage, daß der berühmte Jhering sich in der letzten Zeit seines Lebens mit der Idee einer Geschichte des römischen Rechts befaßt hat, mit der er nicht nur für den Juristen, sondern für jeden gebildeten Menschen ein notwendiges Buch zu schaffen beabsichtigte, und daß diese Aufgabe ungelöst geblieben ist . . .

Ja, für jeden gebildeten Menschen; unsere Wissenschaft wendet sich tatsächlich an die ganze gebildete Welt, ohne Unterschied der Spezialfächer; sie steht aber auch im sog. Mutualismus mit dieser, indem sie aus dem Gebiete jeder Wissenschaft schöpft. Unsere Gegner sagen uns, daß unsere Wissenschaft nicht in sich selbst Genüge findet, und halten das für einen gegen uns gerichteten Vorwurf. Ich aber glaube, daß diese Worte das höchste Lob enthalten. Gewiß, unsere Wissenschaft genügt sich nicht selbst. Wir müssen uns alle Augenblicke um Rat und Wissen an die Vertreter anderer Wissenschaften wenden, sogar auf dem verhältnismäßig engen Gebiete der schulmäßigen Schriftstellerlektüre — wie ich es Ihnen in der vierten Vorlesung ausgeführt habe. Das kommt daher, weil die Wissenschaft von der antiken Welt — eben die Wissenschaft von einer Welt ist. Sie verbindet alle Wissenschaften auf dem Boden der Erscheinungen, ebenso wie die Philosophie sie auf dem Boden der Prinzipien verbindet.

Der Mathematiker, der Chemiker, sogar der Sprachforscher kann sein ganzes Leben hinter Schloß und Riegel verbringen, innerhalb der vier Wände, die sein erwähltes Spezialfach umschließen; der Philologe kann das nicht, wenn anders er ein Gelehrter und nicht ein Handwerker sein will. Und das Resultat dieses unaufhörlichen Verkehrs mit anderen Wissenschaften ist ein weiter Gesichtskreis, das Bewußtsein der Einheit des allwissenschaftlichen Gebäudes und die Achtung vor seinen einzelnen Teilen.

Doch ist das Ihnen schon bekannt; hier muß ich eine andere Frage beantworten. Ich habe ihnen eine ganze Reihe von Aufgaben genannt, deren Lösung der Philologie unserer Tage und der nächsten Zukunft vorbehalten ist: die Geschichte der antiken Religion, der geistigen Kultur usw. Wenn Sie nun aber diese Aufgaben gelöst haben — können Sie fragen — was werden Sie dann tun? — Ich glaube, wenn dieser Zeitpunkt eintritt, wird er von selbst neue Anfragen gestellt haben, an die jetzt zu denken müßig wäre; sind doch auch die Aufgaben, welche ich Ihnen genannt habe, vor hundert Jahren noch nicht gestellt worden. Aber eine Aufgabe wird uns immer obliegen, wie sie uns bis jetzt obgelegen hat: die Aufgabe, die Schätze der Antike der Gegenwart zuzuführen; die Aufgabe, zwischen unserer Gesellschaft und der Antike zu vermitteln. Wir arbeiten ja nicht für uns und nicht nur für unsere Wissenschaft — sie hat außerhalb der Menschheit, durch die und für die sie geschaffen wird, weder einen Boden für ihr Dasein noch ein Recht darauf. Wir arbeiten für Sie, für Ihre Altersgenossen und Nachkommen — mit einem Worte, für die Gesellschaft.

Selbst in dem Falle, werden Sie fragen, wenn die Gesellschaft von Ihnen und Ihrer Arbeit nichts wissen will? — Ja, meine Herren, selbst in diesem Falle. Übrigens, ob das sich wirklich so verhält, wie ich soeben andeutete, — darüber will ich Ihnen in der nächsten, letzten Vorlesung einige Worte sagen.

ACHTE VORLESUNG.

Unsere Erörterung ist zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekehrt. Wir begannen mit der Feststellung der tief eingewurzelten Meinungsverschiedenheit zwischen der Gesellschaft und den Kennern über die bildende, kulturelle und wissenschaftliche Bedeutung der Antike. Schon damals gab ich Ihnen zu verstehen, daß die Meinung der Gesellschaft, soweit sie sich in bewußter Mißachtung der Antike ausspricht, unmöglich an Autorität gleichzustellen ist der unbewußten Achtung, die diese bei derselben Gesellschaft genießt, jener Achtung, kraft derer sie ihren Einfluß auf die Menschen so viele Jahrhunderte nach dem Verfall der antiken Welt bewahrt hat.

Dennoch besteht diese bewußte Mißachtung — wenn auch nicht der ganzen heutigen Gesellschaft, so doch eines bedeutenden Teiles — als Tatsache und verlangt als solche ihre Erklärung. Worin diese enthalten ist, habe ich Ihnen auch schon in meinen Eingangsworten zu verstehen gegeben. „Wir können," sagte ich, „den Grund des feindlichen Verhaltens unserer Gesellschaft dem Altertum gegenüber analysieren und entscheiden, welche Rolle dabei der gutgläubige, unwillkürliche Irrtum, welche der beabsichtigte Betrug gespielt hat." Ich begann jedoch nicht mit diesem negativen, sondern mit dem positiven Teil. Ich zeigte Ihnen, worin die bildende, die kulturelle und wissenschaftliche Bedeutung der Antike besteht. Wenn der Logos mir und Ihnen gnädig gewesen ist, wenn das Werk der Überzeugung, das uns hier versammelt hat, keinen Mißerfolg erlitten hat, so wissen Sie jetzt, daß die von mir oben angedeutete Meinung der Kenner richtig ist, und daß also die abweichende Meinung eines bedeutenden Teiles der heutigen Gesellschaft eben nur auf Mißverständnis oder Betrug zurückgeführt werden kann. Dennoch will ich Ihnen, damit kein Zweifel hierin bestehen bleibt, auch für diesen negativen Teil meiner Behauptung selbständige und unabhängige Beweise anführen; wenn ich diese erbracht habe, werde ich meine Aufgabe als erfüllt betrachten.

‚Betrug oder Mißverständnis' . . . Eigentlich ist eins wie das andere jenem Wahrheitsgefühl, das das Studium der An-

tike uns einflößt, gleich feindlich — Sie erinnern sich, daß es an uns nicht nur eine, sondern zwei Forderungen stellt: erstens ‚lüge nicht' und zweitens ‚irre dich nicht' — natürlich vorausgesetzt, daß du die Möglichkeit hast, dich nicht zu irren, daß es Menschen und Tatsachen gibt, die dir den Weg zur Wahrheit weisen können. Dennoch ist die sittliche Wertschätzung dieser beiden Verstöße gegen die Wahrheit verschieden. Es ist angenehm, einem Verirrten den rechten Weg zu weisen, aber unangenehm, sehr unangenehm ist es, Betrüger zu überführen. Gestatten Sie mir, mit dem zweiten, unangenehmen Teil unserer Aufgabe zu beginnen, um ihn rascher abzutun.

Vor allen Dingen darf man nicht vergessen, daß dieser Betrug nicht die ursprüngliche Ursache jener Mißgunst ist, von der ich rede — im Gegenteil, er hat sie zur Voraussetzung. Der Betrug fände keinen Glauben und hätte also auch keinen Erfolg, wenn er nicht in Herzen fiele, die schon vorbereitet sind, ihn aufzunehmen; es versteht sich indessen von selbst, daß das weder den Betrug rechtfertigt noch seine Unschädlichkeit beweist. Das Mißverständnis schafft nur einen gewissen Nebel der Unklarheit, den die Fackel der Wahrheit noch zerstreuen könnte; aber der Rauch des wissentlichen Betruges verdichtet ihn und verwandelt ihn schließlich in jenes undurchdringliche Dunkel, das uns zu ersticken droht und an den Rand der Verzweiflung führt. Die Geschichte aller Massenbewegungen ist voll von Beispielen dafür. Die Sache beginnt damit, daß irgend eine Person, Institution oder Idee ihre Popularität einbüßt — zuweilen mit Recht, zuweilen auch nicht; sofort melden sich Freiwillige, die, um ihren eigenen Einfluß zu erhöhen, gegen das Opfer der gesellschaftlichen Mißgunst Anklage über Anklage häufen; die Römer nannten das: *crescere ex aliquo*. Der Erfolg einer solchen Verleumdung ist gesichert: jeder Unsinn findet Glauben, der Verleumder wird der allgemeine Liebling, und wehe dem unbedachten Eiferer für die Wahrheit, der sich einfallen ließe, ihn widerlegen zu wollen.

Aber, werden Sie fragen, wo ist denn im gegebenen Falle der Betrug, wo sind die Betrüger? Ich muß antworten: dort, wo sich die unberufenen Leiter der öffentlichen Meinung breit machen, in den Spalten der Zeitungen und auf den Seiten der Journale, überhaupt in der heutigen Publizistik. Aber wie sollen wir ihnen dort nachspüren? Sollen wir alle Lügen und Verleumdungen sammeln, die in den publizistischen Organen in ganz Rußland zutage gefördert werden? Das würde nicht einmal genügen: man muß sie überführen, muß zeigen, wie sie in dem einen Falle Tatsachen verschweigen, in einem anderen sie böswillig auslegen, in einem dritten sie unterschieben, entstellen, erfinden . . . aber, meine Herren, wo sollen wir zu alledem jetzt

Zeit finden? Und dennoch muß ich Ihre Aufmerksamkeit auf diesen Betrug lenken, um Ihnen ein weises Mißtrauen gegen jene gewissenlosen Leiter Ihrer Meinung einzuflößen. — Zum Glück gibt es zu diesem Zweck einen anderen Weg, der kürzer und nicht weniger beweiskräftig ist: ich werde Ihnen den Betrug dort zeigen, wo Sie ihn nach allen äußeren und inneren Bedingungen am wenigsten erwarten konnten, und Ihnen dann überlassen, den entsprechenden Schluß zu ziehen: „Wenn das am grünen Holz geschieht, was soll am dürren werden?" Sie werden begreifen, daß von diesem Standpunkt aus meine Worte ebensowohl einen Tribut der Achtung gegen die Person, die ich Ihnen nennen werde, wie einen Vorwurf bedeuten: denn gerade dadurch, daß ich sie vor den anderen nenne, erkenne ich sie als grünes Holz an. Und nun gestatten Sie mir, Ihnen die Stelle, die ich im Auge habe, vorzulesen. Hier ist sie . . .[1])

Natürlich begreifen Sie, meine Herren, daß das, was ich hier angeführt habe — nur eine Probe ist, nur ein Gläschen aus dem Faß voll Verleumdung, die die heutige Publizistik über uns ergießt. Es ist deswegen interessant, weil es erstens einen ziemlich bekannten und achtbaren Namen als Etikette trägt, und zweitens, weil sich hier die Möglichkeit ergab, die Verleumdung gleichsam auf frischer Tat zu ertappen. Nicht überall ist das ebenso leicht. Dennoch bitte ich Sie, wenn Sie in Zeitungen oder wo anders Anklagen gegen die bildende, kulturelle oder wissenschaftliche Bedeutung der Antike lesen, — daran zu denken, daß Sie betrogen werden. Besonders ist das dort am Platze, wo der Autor nicht einmal den Mut hat, seinen Namen zu nennen, sondern sich hinter der Larve der Anonymität oder Pseudonymität versteckt.

Wir wollen jedoch den Betrug jetzt beiseite lassen; wenden wir uns der anderen, weniger unangenehmen Quelle zu, aus der die Abneigung der Gesellschaft gegen die Antike stammt, — dem Mißverständnis. Hier müssen wir zwischen dem Bildungswert der Antike und ihrem Kulturwert unterscheiden — die dritte, die wissenschaftliche Bedeutung der Antike braucht hier nicht erwähnt zu werden. Natürlich bekommt, bei der in unserer Gesellschaft und besonders unserer Presse herrschenden unverständigen Spottlust, auch diese ihre dritte Seite ihr Teil ab; dennoch bestreitet kein denkender Mensch die Existenzberechtigung der Wissenschaft von der Antike neben der Sanskritologie, der Ägyptologie und anderen ebenso harmlosen Wissenschaften. — Übrigens braucht auch die zweite Seite hier nicht besprochen zu werden; unsere Devise „nicht Norm, sondern

[1]) Das Beispiel ist, weil außerhalb Rußlands ohne Interesse, in der Übersetzung weggeblieben.

Same" erklärt in genügendem Maße, worauf hier das Mißverständnis beruht. Wir wollen daher bei der ersten Seite verweilen, nämlich beim Vorurteil der Gesellschaft gegen die ‚Schulantike'. Ihr wird zur Last gelegt — sowohl bei uns als auch in Westeuropa — erstens, daß sie unnütz, zweitens, daß sie schwierig sei. Zu diesen zwei Vorwürfen, die uns mit dem übrigen Europa gemeinsam sind, kommt bei uns noch ein dritter hinzu, der unsere nationale Besonderheit bildet: die Antike sei reaktionär. Hierauf beziehen sich die Ausdrücke: klassischer Obskurantismus, klassische Maulkörbe usw. Wir wollen Sie uns für später aufbewahren: ‚der Arbeit die Zeit, dem Spiele die Stunde'.

Zur Arbeit gehört der erste Vorwurf: die Schulantike sei unnütz. Ich habe ihn hier natürlich nicht deshalb angeführt, um ihn zu widerlegen — wozu die Schulantike nütze ist, habe ich Ihnen, soweit es mir die Zeit gestattete, in den ersten vier Vorlesungen zu erklären versucht. Hier steht mir eine andere Aufgabe bevor: vor Ihnen die öffentliche Meinung zu analysieren und Ihnen zu zeigen, wie das Vorurteil gegen die Antike entstehen konnte und mußte. Im gegebenen Falle ist die Sache ganz klar. Bei der Wertschätzung der Kenntnisse ist ein mit der Sache nicht vertrauter Mensch geneigt, sich auf den eng utilitarischen Standpunkt zu stellen, indem er den Wert der Kenntnisse von ihrer unmittelbaren Anwendbarkeit aufs Leben und seine Arbeit abhängen läßt; je indirekter diese Anwendbarkeit ist, desto schwerer wird es ihm, ihren Wert zu bestimmen. Nehmen wir, beispielsweise, ein Kleidungsstück — hier begreift jeder Wilde, daß es ein nützliches Ding ist, da es vor Sonnenbrand und Kälte schützt. Zeigen Sie aber diesem Wilden eine Nähmaschine — er wird die Achseln zucken, da er nicht weiß, wozu ein solches Ding gut ist. Man kann ihm jedoch anschaulich zeigen, wie mit Hilfe dieses Dinges ein Kleidungststück hergestellt wird, und er wird, ohne etwas zu begreifen, seinen Nutzen anerkennen. Aber diese Nähmaschinen werden doch wieder ihrerseits irgendwie gemacht, wozu es besondere Fabriken gibt. In diesen Fabriken werden unter betäubendem Maschinenlärm Stangen, Triebräder, Schrauben, Schraubenmütter usw. hergestellt. Nehmen wir irgend eine dieser Maschinen — hier wird ein technisch nicht gebildeter Mensch unmöglich begreifen, welchen Nutzen sie haben kann. — Dasselbe findet auch hier statt. Die der Gesellschaft unmittelbar nützliche geistige Arbeit leistet der Verstand — das ist unsere Nähmaschine. Aber auch der Verstand muß irgendwie hervorgebracht und zum nützlichen Arbeiten geeignet gemacht werden; eine der Maschinen, die ihn hervorbringen hilft, ist gerade die Schulantike. Aber begreifen kann das nur ein Mensch, der über die entsprechenden technischen

Kenntnisse verfügt; wer sie nicht hat, wird immer geneigt sein, zu glauben, daß ihr Studium eine unnütze Vergeudung von Zeit und Mühe ist.

Von Mühe — . . . ja, und dieses Wort bringt uns auf den zweiten Vorwurf, der der Schulantike gemacht wird. Hier besteht das Mißverständnis selbstverständlich nicht in der Tatsache selbst: die Schulantike ist schwer, wenn sie gewissenhaft betrieben wird, dagegen läßt sich nichts sagen. Das Mißverständnis liegt im Schluß, der aus dieser Tatsache gezogen wird. Sie ist schwer, heißt es, und darum fort mit ihr. Sie ist schwer, muß ich antworten, und das ist für sie eine Empfehlung mehr. Ich bitte Sie, meine Herren, diesem Punkte besondere Aufmerksamkeit zu schenken; hier werde ich mehr als je gezwungen sein, mich auf jenen Ehrenkodex des Denkers zu berufen. Ich muß Sie hier davor warnen, sich von einem sehr edlen und sympathischen Gefühl hinreißen zu lassen — von dem Gefühl der Humanität. Schon lange fühle ich, daß Sie gegen alles, was ich Ihnen in den ersten Vorlesungen gesagt habe, eine Entgegnung bereit halten, die folgendermaßen lautet: „Wir waren unser fünfzig, als wir in die unterste Klasse eintraten; aber von jenen fünfzig beenden nur dreißig die Schule. Für die übrigen erwies sich der Gymnasialkursus als ihre Kräfte übersteigend, wobei für die Mehrzahl die alten Sprachen den Stein des Anstoßes bildeten." Das macht die Erbitterung dieser ‚Übrigen' gegen die alten Sprachen verständlich — ihre eigene, die ihrer Eltern und Angehörigen, und aus Kameradschaftlichkeit auch die Ihre.

Diesen Vorwurf könnte ich sehr leicht umgehen. Als in jener Kommission zur Reform der Mittelschule, von der ich oben gesprochen habe, die Frage von den ‚Entgleisten' besprochen wurde, führten Leute, die der Sache nahe standen, statistische Daten für die beiden Haupttypen der Mittelschule an, aus denen erhellte, daß der Prozentsatz der Entgleisten sowohl in den Gymnasien als auch in den Realschulen der gleiche war — nämlich 40 %. Schon dieses allein beweist Ihnen, daß nicht die alten Sprachen die Schuld an den Entgleisten tragen, sondern etwas anderes, das beiden Typen der Mittelschule gemeinsam ist; was — das kann ich Ihnen jetzt schon sagen: das Gesetz der Selektion. Aber damals schlugen die Gedanken der Versammlung eine andere Richtung ein. Der größte Teil gab sich zum Organ der öffentlichen Unzufriedenheit gegen die Schule her, die Entgleiste hervorbringt. Ich erinnere mich der in hochherziger Begeisterung gesprochenen Worte eines durch seine Humanität bekannten Förderers der Mittelschule: „Wenn die Schule hundert Schüler aufnimmt, muß sie auch hundert Schüler entlassen." Und somit, sagte ich zu mir, garan-

tiert die Aufnahme in eine Schule den Aufgenommenen das Diplom. Was garantiert denn aber die Aufnahme? Die einzig mögliche Antwort lautet: Protektion oder Bestechung. Aber darauf werden wir noch zurückkommen.

Ich will den Vorwurf der Schwierigkeit, der der Schulantike gemacht wird, nicht umgehen: ich habe schon gesagt, daß diese Schwierigkeit für sie eine Empfehlung mehr ist. Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit für das, was ich die soziologische Seite der Schulfrage nenne; es folge hier kurz ihr Schema.

Selbstverständlich ist unsere gesellschaftliche Organisation noch sehr unvollkommen; ein Hauptgrund dieser Unvollkommenheit liegt darin, daß es in der Gesellschaft noch immer zu viele Schmarotzer gibt, d. h. solche, die, obgleich arbeitsfähig, es vorziehen auf Kosten anderer zu leben. Wir verdammen jedoch diesen Typus zu vollständigem Verschwinden und fordern, daß jeder Kopeke in der Tasche des Bürgers durch Arbeit gewonnen sei; unserem Ideal gemäß soll die Gesellschaft eine Armee der Arbeit bilden. In jeder Armee gibt es aber Gemeine und Offiziere, Leute von minderem und von höherem Range. Die Grenze zwischen ihnen ist auch in der Wehrarmee nicht sehr scharf gezogen, in der Arbeitsarmee gibt es überhaupt keine bestimmte Grenze; dennoch kann man und muß man auch hier zwischen der Spitze und dem Fuß der Gesellschaftspyramide unterscheiden. Wer sind nun jene Offiziere? Selbstversändlich nicht nur die Beamten, sondern jeder, der mehr befiehlt als gehorcht, der der Gesellschaft eher durch geistige als durch physische Arbeit dient, und dabei durch geistige Arbeit von größerem eher als von geringerem Wert: Die Direktoren und Meister in den Fabriken, die Leiter von Handelsunternehmungen, die Gutsbesitzer oder Verwalter, die Ärzte, die Künstler usw. — übrigens war zu verschiedenen Zeiten auch diese Elite der Gesellschaft verschieden zusammengesetzt. Unter normalen Verhältnissen verfügen sie im Vergleich zu den Gemeinen auch über ein größeres Einkommen, leben in sauberen und freundlichen Wohnungen und nicht in elenden Hütten, Winkeln und Nachtasylen. — Wie gelangen nun die Menschen zu diesen Offiziersstellen? Hierin liegt gerade der charakteristische Unterschied zwischen den einzelnen Epochen. Immer bildete ein Zensus das Kriterium, welches den Offiziersaspiranten von den Kandidaten für die Stelle eines Gemeinen unterschied; nur war dieser Zensus zu verschiedenen Zeiten ein verschiedener. Ursprünglich war es wahrscheinlich der Zensus der rohen Körperkraft. Während der Kulturepochen finden wir anfangs den Zensus der Abstammung — die Stellen an der Spitze der Gesellschaftspyramide erben sich fort vom adligen Vater auf den adligen Sohn. Sodann löst der Vermögenszensus den Geburtszensus ab, oder er verbindet

sich mit ihm. Gegenwärtig steht der Bildungszensus an erster Stelle, und ihm gehört augenscheinlich die Zukunft. Die Offiziersaspiranten in der Arbeitsarmee — das sind Sie, die Abiturienten der Mittelschulen.

Jetzt, meine Herren, möchte ich vor Ihnen ein Gespenst heraufbeschwören — ein sehr ernstes, drohendes und leider nur zu reales Gespenst. Es ist ein Jüngling in Ihrem Alter; nur hat er nicht Ihren sauberen Schulanzug an, sondern schmutzige übelriechende Lumpen, und auf dem Kopf sitzt ihm, statt Ihrer ordentlichen Uniformmütze, eine fettige Kappe; im Gesicht trägt er den Stempel der Entbehrungen und Laster, der steten Begleiter des Lebens ‚zu unterst' der Gesellschaftspyramide. Sie stellen sich gegenseitig vor. Sie sagen: „Ich bin durch Gottes Gnade ein Offiziersaspirant." „Ich aber," antwortet Ihnen das Gespenst, „bin durch Gottes Zorn ein Proletarier" — und dann fragt es Sie mit boshaftem Blick: „Weshalb nur aber, Herr, wirst du ein Offizier, und ich nicht?" — Auf diese Frage gibt es zwei Antworten; die eine ist sehr häßlich, die andere sehr gut. Die erste lautet: „Weil mein Vater ein verhältnismäßig wohlhabender Mann ist, der für mich sieben oder acht Jahre lang das Schulgeld bezahlt und mir während dieser Zeit Muße zu meinen Studien gewährt hat, — der deine aber, wenn du einen hast, ein armer Schlucker, der für deine Ernährung und Erziehung nur Kupferlinge übrig hatte und daneben zugleich deine Arbeitskraft ausnutzen mußte." Ja, diese Antwort enthält leider einen großen Teil der Wahrheit; aber ich glaube, das jedem von Ihnen ihretwegen das Gewissen schlagen wird. — Die andere Antwort, die frei von jedem Vorwurf ist, lautet: „Weil ich eine solche Menge geistiger Arbeit geleistet habe, wie sie deine Kräfte übersteigen würde. Denke nur: wir waren unser fünfzig, als wir in die unterste Klasse eintraten; aber von jenen fünfzig beenden nur dreißig die Schule."

Und jetzt gestatten Sie mir die Frage, mit welcher von diesen beiden Antworten die Idee von der leichten Schule vereinbar ist, die ebensoviele Schüler entläßt, als sie aufgenommen hat? Natürlich nicht mit der zweiten, sondern mit der ersten, d. h. mit derjenigen, die Sie nicht einmal auszusprechen wagen würden. — Nun stellen Sie sich vor, daß diese Idee der leichten Schule verwirklicht wäre. Die Inschrift „Dem Fleiß und der Begabung" ist endgiltig von den Schultüren abgerissen und durch die Inschrift ersetzt: „Willkommen — allen ist das Diplom gesichert!" Was wird die Folge sein? Jawohl, willkommen! Die Schule kann nur fünfzig aufnehmen, und fünfhundert wollen aufgenommen werden . . . Oder glauben Sie etwa, daß ihrer nicht so viele sein werden? Wir haben doch schon jetzt, wo die Schwierigkeit des Schulkursus viele abschreckt, doppelt und dreifach

mehr Anmeldungen als Vakanzen; was werden wir erst erleben, wenn die Leichtigkeit des Kursus und die Gesichertheit des Diploms ein weiteres Lockmittel sein werden? wünscht doch jeder Vater seinen Sohn als Offizier zu sehen. Nein, sicher werden es nicht weniger als fünfhundert sein; auf welche Weise soll man nun aus diesen fünfhundert die fünfzig Glücklichen auswählen? Ein Mittel wäre, das Schulgeld entsprechend zu erhöhen . . . d. h. den Vermögenszensus zum Gesetz zu erheben, den schädlichsten und schlechtesten von allen, wobei man ihm, um die Schlechtigkeit ganz zu machen, die Maske des Bildungszensus vorbinden würde. Ein anderes Mittel wäre ein strenges Eintrittsexamen, d. h. die Verlegung des Kampfes und der Entgleisung vom Schulalter ins Kindesalter, wobei gegen die Natur und die Vernunft auf eine bis zur Erschöpfung schwere Kindheit ein leichtes Knabenalter folgen würde. Nein, selbstverständlich wird weder das eine, noch das andere Mittel zur Anwendung gelangen, sondern ein drittes, das einzige, das übrigbleibt: dieses Mittel heißt Protektion und Bestechung. Es wird dies auch eine Art Selektion sein, aber keine natürliche Selektion, die zur Vervollkommnung führt, sondern eine Korruptionsauslese, die Entartung nach sich zieht. Lange wird sie indessen nicht währen: das wird jenes Gespenst nicht dulden, das ich schon einmal vor Ihnen heraufbeschworen habe und dessen Existenz zu vergessen nicht gut tut. Frankreich im achtzehnten Jahrhundert ist ein denkwürdiges Beispiel: die privilegierte Klasse, der es einfiele, die Summe der Arbeit aufzuheben oder zu erleichtern, die einzig und allein ihre Privilegien rechtfertigt, wird durch die Revolution aus dem Wege geräumt. Sie dürfen um Gottes willen keine leichte Schule fordern oder einführen: eine leichte Schule ist ein soziales Verbrechen.

Und das ist eben der Grund, warum ich Sie, so schmerzlich es auch war, gewarnt habe, sich vom Gefühl der Humanität und des Mitleids mit den entgleisten Kameraden fortreißen lassen. Diese Humanität ist eine kurzsichtige, eine Kastenhumanität. Ihnen tun die Kameraden leid, die gleichzeitig mit Ihnen in das Gymnasium eintraten, es aber wegen mangelnden Fleißes oder mangelnder Begabung nicht mit Ihnen zusammen beenden. Auch mir tun sie leid — aber noch viel mehr tun mir diejenigen von Ihren Altersgenossen leid, denen trotz ihres Fleißes und ihrer Begabung, kraft äußerer Verhältnisse, die Türen der Mittelschulen verschlossen geblieben sind. Der Mißerfolg dieser ist viel betrübender, als der Mißerfolg jener, da unter diesem die Gesellschaft selbst leidet, während unter jenem nur die Betroffenen zu leiden haben. Der Mißerfolg der Fähigen hemmt den Fortschritt, der Mißerfolg der Unfähigen fördert ihn. Darum wird auch das Ideal einer Schulorganisation eine solche sein, die die

Mißerfolge von arbeitsamen und fähigen Schülern ausschließt, müßte auch zu diesem Zwecke der Prozentsatz der Mißerfolge nachlässiger und unfähiger Schüler vergrößert werden.

Zur Erreichung dieses Idealzustandes bedürfen wir, wie es für jeden Idealzustand der Fall ist, beider Hebel des Fortschritts, der Differenzierung und der Integration. Das Differenzierungsprinzip fordert möglichst verschiedene Typen von Mittelschulen: wir besitzen klassische, Real- und Fachschulen diverser Kategorien — und das ist gut. Je zahlreicher diese Typen sind, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß jeder fähige Knabe gerade den findet, der seinen Fähigkeiten entspricht. Das Integrationsprinzip fordert die Vereinigung aller Typen der niederen, mittleren und höheren Schulen zu einem einzigen Orgaganismus, zu einem einzigen majestätischen Baum. Die Wurzeln dieses Baumes werden die niederen, die Stadt- und Dorfschulen bilden; da sie tief ins Volk eindringen, müssen sie die der geistigen Arbeit fähigen Knaben heraussuchen und sie, ihren Fähigkeiten entsprechend, dem Stamm, den Zweigen oder dem Wipfel des Baumes zuführen. Eine solche Schule wird eine wahrhaft demokratische Schule sein, was man bisher von unserer Schule noch nicht sagen kann, von der projektierten leichten Schule aber niemals wird sagen können. Die leichte Schule ist eine Schule für Junker, ein sinnloses und beleidigendes Wiederaufleben des Leibeigenschaftsprinzips auf kapitalistischer Grundlage.

Und wenn wir uns erst jenem Ideal, das ich Ihnen vorgeführt habe, genähert haben werden, so wird auch die Frage von den Entgleisten ihre, wenn auch nicht vollständig uns befriedigende, so doch normale Lösung finden. Du kommst in der klassischen Schule nicht vorwärts? versuche dein Glück in der Realschule. Du kannst es in der Realschule nicht aushalten? tritt in die klassische über. Du findest, daß du weder dort noch hier an deinem Platz bist? wähle dir, deinem Geschmack entsprechend, eine Fachschule. Du wirst über diesem Suchen ein oder zwei Jahre deines Lebens verlieren; dagegen ist nichts zu machen, schreibe es dir oder deinen Eltern zu, daß sie nicht sofort die Schule gefunden haben, die für dich paßt. Oder vielleicht — gibt es überhaupt keine solche? Vielleicht bist du unfähig, geistig zu arbeiten? Dann lerne ein Handwerk, tritt als Schiffsjunge in die Flotte ein, kehre zur Mutter Erde zurück: wirst du kein Offizier, so wirst du doch ein Gemeiner in der Arbeitsarmee werden. Du bist auch zur körperlichen Arbeit unfähig? Du bist schwächlich, kränklich, verkrüppelt — oder vielleicht unüberwindlich träge und arbeitsunlustig? Dann, du Ärmster . . . es ist mir peinlich zu sagen, was dann zu erfolgen hat, aber Sie begreifen selbst, was in diesem Falle das Gesetz der Selektion antwortet: „Dann — stirb! . . .“

Müssen, können wir uns mit dieser Antwort zufrieden geben?

Meine Herren, wir haben da eine sehr wichtige Frage berührt; uns ist aber wenig Zeit übrig geblieben, und wir müssen dabei noch einen der Antike gemachten Vorwurf erörtern, nämlich den, daß sie reaktionär sei. Vielleicht werden Sie mir indessen eine eingehende Besprechung dieses Punktes erlassen, sowie die Pflicht, Ihnen zu beweisen, daß die Antike, diese Quelle aller freiheitlichen Ideen, auf denen unsere Zivilisation beruht, keinesfalls reaktionär genannt werden kann. Ich glaube auch, dies in meinen vorigen Vorlesungen durch die Tat ausreichend bewiesen zu haben; haben Sie in ihnen viel Reaktionäres gefunden? — Aber, werden Sie fragen, wie konnte diese Ansicht entstehen? Ich glaube, zuerst ist ein weltfremder Beamter vom grünen Tisch auf die geniale Idee gekommen, man könne mit Hilfe der Perfekta und Supina den revolutionären Neigungen der Gesellschaft entgegenwirken; ganz ebenso wurde ja auch im Mittelalter, als man die Existenzberechtigung der Wissenschaften in ihren religiösen und sittlichen Wirkungen erblickte, der Arithmetik zum Verdienst angerechnet, daß sie die Menschen von sündigen Gedanken ablenke. Sodann begann das Heer geschäftiger Publizisten, denen für den Liberalismus ihrer zukünftigen Leser bange wurde, die ganz unschuldige Antike für diese Idee verantwortlich zu machen. Wer von ihnen der Klügere war, weiß ich nicht; doch hat Cicero wohl recht, der in einem ähnlichen Falle gesagt hat: „Wenn nach einem bekannten Ausspruch derjenige der weiseste Mensch ist, der selbst das Nötige ausfindig machen kann, und ihm an Weisheit derjenige am nächsten kommt, der den weisen Ratschlägen eines anderen zu folgen weiß — so verhält es sich mit der entgegengesetzten Eigenschaft umgekehrt: weniger dumm ist derjenige, der nichts Gescheites ersinnen kann, als derjenige, der eine von einem anderen ausgedachte Dummheit nachspricht.“ Und daß es sich im gegebenen Falle in der Tat um die der Weisheit entgegengesetzte Eigenschaft handelt, können Sie daraus schließen, daß dieser Vorwurf, die Antike sei reaktionär, nur bei uns in Rußland laut wird. Ich glaube, wenn den Perfekta und Supina wirklich jene wundertätige konservative Kraft eigen wäre, die die Stubenpsychologie dieser Herren im Sinne hat, so hätte der schlaue Westen ihnen schwerlich die Ehre dieser Entdeckung überlassen.

Und so wollen wir diese alberne Behauptung ad acta legen und zu der soeben berührten interessanten und wichtigen Frage zurückkehren.

Wir sprachen von der soziologischen Bedeutung der Mittelschule überhaupt und des klassischen Gymnasiums im besonderen. Diese Bedeutung besteht, wie wir sahen, in der Auslese

von Offiziersaspiranten für die Arbeitsarmee, d. h. in der Auslese der zur Geistesarbeit Befähigten aus der Zahl aller Berufenen und Willigen. Deswegen muß die Schule mehr oder weniger schwer sein — eine leichte Schule setzt auch eine leichte Arbeit voraus, eine solche aber zu erfinden bleibt demjenigen überlassen, der auch kaltes Feuer und warmen Schnee erfinden will. — Mir ist vorgeworfen worden, daß ich der Schule diese soziologische Rolle aufgedrängt habe; man hat mich gefragt, ob die Schule nach meiner Meinung ein Sieb sein solle. Ich habe nichts dagegen, wenn lachlustige Kritiker sich meine Schule unter dem Symbol eines Siebes vorstellen; aber ich verlange dann, daß sie eben dieses Sieb zum Symbol des ganzen Lebens und der ganzen Natur erheben. Überall, wo Leben ist, findet ein Kampf ums Dasein statt, wobei die lebensfähigen Organismen siegen und die lebensunfähigen zugrunde gehen. Wenn eine Schule lebensfähig sein will, so muß sie sich dem allgemeinen Gesetze des Lebens unterwerfen. Aber ich protestiere gegen die Behauptung, daß ich der Schule diese Arbeit aufdränge als eine solche, die sie direkt und bewußt leisten müßte. Nein, meine Herren; diese Annahme beruht auf der Unkenntnis jener Heterogenie der Zwecke, über die ich in der ersten Vorlesung gesprochen habe. Diese zeigt sich überall da, wo das Gesetz der Selektion waltet, und besteht, wie Sie sich erinnern werden, in der Verschiedenheit des bewußten und direkten Zieles vom unbewußten und indirekten. Bewußt und direkt soll die Schule nur nach Einem streben — nach der Ausbildung ihrer Zöglinge; um etwas anderes braucht sie sich nicht zu kümmern. Aber gerade dadurch, daß sie ihre Schüler bis zu einem gewissen Grade bildet und diejenigen ausscheidet, für welche dieser Bildungsgrad unerreichbar ist — gerade dadurch dient sie unbewußt den Zielen der Selektion. Und wehe ihr, wenn sie nach Erkenntnis dieser ihrer unbewußten und indirekten Bestimmung sie aufgibt und dementsprechend ihr direktes Bildungsziel ändert: solch eine Schule wird unvermeidlich von einer anderen Schule verdrängt werden, die ihre Pflichten ernster erfüllt als jene. Ja, es ist das ein starres und unüberwindliches Dilemma: die Schule ist entweder das Werkzeug der Selektion, oder ihr Opfer.

Aber was fangen wir mit unserem Entgleisten an? Wir haben versucht, ihn in verschiedenen Schulen unterzubringen, wir haben ihn zuletzt zur physischen Arbeit angehalten, aber überall erwies er sich als untauglich. Sollen wir das grausame Urteil des Selektionsgesetzes unterschreiben, das da lautet: ‚stirb!'?

Nein; unser Gesetz bedarf einer Ergänzung. Unter allen Lebewesen der ganzen Welt herrscht der Kampf ums Dasein und seine Folge, das Überleben der Lebensfähigen; das ist die natürliche Selektion. Nur in der menschlichen Gesellschaft wird

dieses Gesetz von einem anderen, wichtigen und mächtigen Prinzip durchkreuzt — von dem Prinzip der Liebe. Das ist selbstverständlich keine Ausnahme — eine solche läßt das Gesetz der Selektion nicht zu, — sondern seine höchste Entfaltung: Die Liebe stieg zur Erde nieder, nicht um unser Gesetz aufzuheben, sondern um es zu erfüllen. Das Gesetz der Selektion führt die Menschheit zur Vervollkommnung; diese ist aber nicht nur eine physische und geistige, sondern auch eine moralische. Wie in einer mit steigender Geschwindigkeit schwingenden Stange bei Erreichung einer gewissen Grenze eine neue Kraft entsteht, und sie zu leuchten beginnt, genau so leuchtet auch in der menschlichen Gesellschaft nach Erreichung eines gewissen Kulturgrades etwas Neues, Wunderbares auf — das sittliche Gesetz, welches dem Menschen befiehlt, seinen Nächsten zu lieben, den Fallenden nicht zu stoßen, um selbst mehr Spielraum zu haben, sondern im Gegenteil ihm die hilfreiche Hand zu reichen und den eigenen Überfluß mit ihm zu teilen. In den Anfängen des Kulturlebens mögen die Menschen die zur physischen Arbeit unfähigen Greise getötet haben, weil sie ihnen zur Last fielen, gehorsam dem Naturgesetze vom Kampf ums Dasein — wir Kulturmenschen teilen mit unseren Greisen unser schwer erworbenes Brot, weil wir sie lieben. Und wenn man uns fragt: „Warum tut ihr das? Den Fallenden soll man stoßen, um eine größere physische und geistige Vervollkommnung zu erreichen; wenn ihr anders handelt, so verurteilt ihr euch selbst zur Entartung!“ — so erwidern wir: „Nein. Wir wollen keine physische und geistige Vervollkommnung, die um den Preis der moralischen Entartung erkauft wird.“

So verfahren wir auch mit unseren Entgleisten. Wir rotten sie nicht aus, sondern sorgen für sie. Wir bauen Krankenhäuser für physisch Entgleiste, für die Kranken; Asyle für geistig Entgleiste, für die Idioten und Geisteskranken; Gefängnisse für moralisch Entgleiste, für die Verbrecher. Wir suchen ihnen das Leben erträglich zu machen. So vegetiert in unserer, nach dem Arbeitssystem lebenden Gesellschaft eine mehr oder weniger große Zahl von Leuten, die an der allgemeinen Arbeit nicht teilnehmen, Leuten, deren Existenz das caritative System rechtfertigt und regelt; sie sind der Train der Arbeitsarmee. Wir teilen unseren Überfluß mit ihnen, aber nur diesen. Man darf nicht zulassen, daß die Lebenssäfte der gesunden und arbeitsfähigen Organismen zur Ernährung der Entgleisten abgelenkt werden; — dann würde in der Tat jene Entartung eintreten, mit der man uns schreckt. Wir müssen mehr oder weniger geschickt zwischen zwei Entartungen lavieren — der moralischen Entartung bei einer überstrengen Beobachtung des Gesetzes vom Kampfe ums Dasein und der Mißachtung des Gesetzes der Liebe

— und der physischen und geistigen Entartung bei einer übermäßigen Beobachtung des letzteren Gesetzes.

Jetzt haben wir unsere Antwort. Wir unterschreiben nicht das grausame Urteil: ‚stirb!', welches das Gesetz der Selektion über unseren Entgleisten ausgesprochen hat. Wir sagen ihm: fort mit dir in den Train; dort erhältst du die Mittel zu einem mehr oder weniger erträglichen Vegetieren — aber natürlich nicht mehr. Selbstverständlich ist auch das wenig erfreulich; aber was ist dagegen zu machen? Wir können beim besten Willen die Schattenseiten unseres Lebens nicht entfernen. Es genügt schon, wenn es uns gelingt, früher oder später das Ideal zu verwirklichen, von dem hier die Rede ist: das Ideal einer vernünftigen Schulorganisation bei einer folgerechten Durchführung des Differenzierungs- wie des Integrationsprinzips, wobei allen fähigen und arbeitswilligen Menschen ihrer Tauglichkeit entsprechende Stellen in der Arbeitsarmee gesichert werden. Auch das würde einen großen Fortschritt gegenüber der Vergangenheit und Gegenwart bedeuten.

Jawohl, einen Fortschritt! Dieses Wort ist der richtige Schlußakkord für die Gedanken- und Gefühlssymphonie, die ich in Ihnen erklingen lassen wollte. Der Fortschritt ist die Losung der Kultur, welche in der Antike wurzelt; in ihm gipfelt jenes ganze Ideenspiel, das uns die Antike vermacht, oder auf das sie uns während der anderthalbtausendjährigen Symbiose mit ihr gebracht hat. Ihm dient auch die Schule, deren Grundlage die Antike bildet, nicht nur direkt, als eine Pflanzstätte fortschrittlicher Ideen, sondern auch indirekt als Werkzeug der soziologischen Selektion. Lange, sehr lange war nur der Westen der Träger fortschrittlicher Ideen — jener Westen, der auch allein die Antike aufnahm als Haupttriebkraft seiner Kultur. Im Orient herrschte und herrscht ein seltsames Leben, auch ein Kulturleben, das indes auf der Voraussetzung beruht, der morgige Tag müsse in allem dem heutigen und gestrigen Tage gleichen. Einen seltsamen Eindruck macht, verglichen mit dem in stetem Fluß, in steter Unruhe begriffenen Gedanken des Westens, diese erhabene Ruhe des Orients, diese unbewußte Überzeugung, daß alles Erreichbare schon erreicht ist, daß ein Weiterstreben müßig, töricht, sündhaft sei. — Rußland befindet sich gerade auf der Grenze zwischen dem Westen und dem Osten; hier stoßen beide Ideale zusammen. Rußland ist das einzige europäische Kulturland, wo der Fortschritt und seine Notwendigkeit, wo das Gesetz der Selektion und sein Ziel, wo das Arbeitssystem, wo Kunst und Wissenschaft verneint worden sind, wo auf die angstvolle Frage ‚aber das führt ja zur Entartung, zum Aussterben!' die gelassene Antwort folgte: „So wollen wir denn entarten und aussterben!" Gegen diesen Ge-

sichtspunkt bin ich waffenlos. Alles, was ich für die Antike angeführt habe, beruht auf dem Glauben an den Fortschritt, an seine Möglichkeit und Notwendigkeit. Sobald Sie den Fortschritt verneinen, ist alles, was ich gesagt habe, hinfällig.

Sollen wir also ein neues, allumfassendes Thema beginnen? Nein; man muß auch einmal aufhören. Jeder Gedanke, sobald er zu Ende gedacht ist, rührt eine Reihe von neuen Gedanken auf; wenn dasselbe auch hier bei Ihnen stattfindet, so kann es Ihnen nur nützen. Ich bat Sie schon, die Antike nicht als Norm, sondern als Samen aufzufassen; selbstverständlich kann ich auch für meine Vorlesungen über die Antike nicht mehr verlangen. Mögen sie Ihnen ein Same für neue Gedanken sein. Ich hoffe, daß diese Saat dereinst, wenn auch nicht gleich, aufgehen und Früchte tragen wird . . . möglich, daß Sie dann schon vergessen haben werden, was uns hier zusammenführte; Sie werden sich freuen über die aufgegangene Saat und werden sie für Ihr volles Eigentum halten — und darin werden Sie recht haben: Das, was der Mensch in sich verarbeitet und zum Bildstoff eigener Gedanken gemacht hat, ist sein ausschließliches Eigentum. — Und dennoch würde ich ungern meine Vorlesungen mit einem Fragezeichen abbrechen; aber da wir alle ermüdet sind, so will ich dem Beispiele meines Lieblings Plato folgen und meine Gedanken über das eben hingeworfene Thema in die Form eines ‚Mythos', d. h. eines Gleichnisses, kleiden. Und so bitte ich Sie, zum Abschiede und zur freundlichen Erinnerung, mein Gleichnis vom Fortschritte anzuhören.

Als der Sündenfall der Engel vollbracht war und das verwegene Vorhaben seine verdiente Strafe gefunden hatte, da wurden zwei der Gefallenen — es waren dies Orientius und Occidentius — als weniger schuldig der Nachsicht würdig befunden. Sie wurden nicht auf ewig verstoßen, es wurde ihnen gewährt, ihre Sünde durch eine Buße zu sühnen, um nach deren Vollbringung ins himmlische Reich zurückzukehren. Die Bußtat bestand darin, daß sie zu Fuß mit dem Stab in der Hand einen Weg von vielen tausend Meilen zurücklegen sollten. Als ihnen dieses Urteil verkündet wurde, betete Orientius, der ältere von ihnen, zum Schöpfer und sagte: „Mein Gott, erweise mir noch eine Gnade: gib, daß mein Weg gerade und eben sei, daß ihn keine Berge und keine Täler beschwerlich machen, und daß ich das Ziel, dem ich zustrebe, vor mir sehe!" Deine Bitte sei dir gewährt, sagte der Schöpfer. Darauf wandte er sich zum anderen und fragte ihn: Und du, Occidentius, wünschest dir nichts? Dieser antwortete: Nein, nichts. Darauf wurden sie entlassen. Da umhüllte sie die Finsternis der Bewußtlosigkeit. Als sie wieder zu sich kamen, befand sich jeder auf der Stelle, von der er seine Wanderschaft antreten sollte.

Orientius stand auf und blickte um sich: nicht weit von ihm lag der Stab, rings herum erstreckte sich, gleich einem schlafenden Meere, eine unabsehbare flache Ebene, über ihr — der blaue, unbewölkte Himmel; nur auf einer Stelle, weit am äußersten Rande des Horizontes, leuchtete am Himmel eine weiße Glut. Er begriff, daß dies eben die Stelle war, nach der er seine Schritte lenken sollte. Er nahm den Stab, machte sich auf und wanderte einige Tage, dann sah er wieder um sich — ihm erschien es, als ob die Entfernung, die ihn von seinem Ziele trennte, sich nicht um einen Schritt vermindert hätte, als ob er sich noch immer auf derselben Stelle befände, als ob ihn noch immer dieselbe unabsehbare Ebene umgäbe wie früher. „Nein," sagte er wehmütig, „diese Strecke werde ich mein Lebtag nicht zurücklegen." Mit diesen Worten warf er den Stab fort, legte sich hoffnungslos auf die Erde nieder und schlief ein. Er schlief auf lange ein — bis auf den heutigen Tag.

Zu gleicher Zeit mit dem älteren Bruder erwachte auch Occidentius. Er stand auf, blickte um sich — hinter ihm lag das Meer, vor ihm eine Schlucht, hinter der Schlucht ein Wäldchen, hinter dem Wäldchen ein Hügel und auf dem Hügel leuchtete es wie helle Morgenröte. „Nichts weiter?" rief er fröhlich aus, „da werde ich noch vor dem Abend sein!" Er ergriff den zu seinen Füßen liegenden Stab und machte sich auf den Weg. Und wirklich, den Gipfel des Hügels erreichte er noch vor dem Abend, aber da sah er, daß er sich geirrt hatte: es war ihm nur aus der Ferne so vorgekommen, daß die Glut auf dem Hügel leuchtete, in Wirklichkeit war auf ihm nichts zu sehen, als einige Apfelbäume, mit deren Früchten er seinen Durst und Hunger stillte. Auf der anderen Seite war ein Abhang, unten floß ein Bach, hinter dem Bache erhob sich ein neuer Hügel und auf dem Hügel leuchtete derselbe helle Schein. „Nun gut!" dachte Occidentius, „ich werde ausruhen und mich dann wieder auf den Weg machen; in zwei Tagen bin ich dort, und dann ist das Paradies erreicht!" Wieder erwies sich die Berechnung als richtig, aber das Paradies fand er wieder nicht: hinter dem Hügel lag ein neues, breites Tal, hinter dem Tale ein hoher Berg, dessen Gipfel der bekannte Schein krönte. Unser Wanderer wurde natürlich ein wenig unwillig, aber nicht auf lange. Der Berg lockte ihn unwiderstehlich, dort mußten die Pforten des Paradieses stehen. Und so wandert er immer weiter und weiter, Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat, Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert. Hoffnung wechselt ab mit Enttäuschung, aus der Enttäuschung erwächst neue Hoffnung. Er wandert auch heute noch. Schluchten, Flüsse, Felsen, undurchdringliche Sümpfe erschweren seinen Weg. Oft hat er sich verirrt, weil er den führenden Schein verlor; oft mußte er

Umwege machen, oft umkehren, bis es ihm gelang, von neuem den Schein der Paradiesesglut zu erblicken. — Und jetzt erklimmt er rüstig, mit seinem treuen Stabe in der Hand, einen hohen Berg: sein Name ist ‚die soziale Frage'. Steil und felsig ist der Berg, manche Schlucht, manches Gestrüpp, viele Steilwände und Abgründe muß er überwinden, aber er verzweifelt nicht. Er sieht vor sich die ersehnte Glut und ist fest überzeugt, daß er nur den Gipfel zu ersteigen braucht, um die Pforten des Paradieses geöffnet zu sehen.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Aeschinis quae feruntur epistolae ed. Engelbertus Drerup 1904. 76 S. gr. 8°. M. 2.40.

Aly, W., Der kretische Apollonkult. Vorstudie zu einer Analyse der kretischen Götterkulte. 1908. M. 1.80.

Beermann, E., Die internationale Hilfssprache Novilatin. Ein Vorschlag. 1907. IV u. 211 S. 8°. M. 3.—, geb. 4.—.

Belling, H., Studien über die Compositionskunst Vergils in der Aeneide. 1899. VII u. 250 S. gr. 8°. M. 5.—.

Benecke, G. F., Wörterbuch zu Hartmanns Iwein. 3. Ausgabe besorgt von C. Borchling. IX u. 313 S. gr. 8°. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Bernart Amoros: La première partie du chansonnier de B. A., conservée par les mss. a ca Fa. Publiée par Edm. Stengel. 1902. 328 S. gr. 8°. M. 12.—.

Böhmer, H., Kirche und Staat in England und in der Normandie im XI. u. XII. Jahrhundert. 1899. XII u. 498 S. gr. 8°. M. 12.—, geb. M. 14.—.

Dyroff, A., Demokritstudien. 1899. IV u. 188 S. gr. 8°. M. 3.60.

Goedeckemeyer, Alb., Die Geschichte des griechischen Skeptizismus. 1905. VIII u. 337 S. gr. 8°. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Hahn, Ludwig, Rom und Romanismus im griechisch-römischen Osten. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprache. Bis auf die Zeit Hadrians. 1906. XVI u. 278 S. gr. 8°. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Als Ergänzung hierzu erschien von demselben Verfasser:

Zum Sprachenkampf im römischen Reich bis auf die Zeit Justinians. 1907. 44 S. gr. 8°. M. 1.40. [Sonderdruck aus „Philologus"].

Herzog, R., Koische Forschungen und Funde. 1899. XIII u. 244 S. gr. 8°. Mit 7 Tafeln. M. 12.—, geb. M. 14.—.

Ibn Al-Qifti's Ta'rih Al-Hukamā'. Auf Grund der Vorarbeiten Aug. Müllers herausgegeben von Julius Lippert. 1903. 22 u. 496 S. gr. 4°. M. 36.—.

Isocratis opera omnia. Recensuit scholiis testimoniis apparatu critico instruxit Engelbertus Drerup. Vol. I. 1906. CXCIX 196 S. gr. 8°. mit 2 Tafeln. M. 14.—, geb. M. 16.—.

Kornemann, E., Kaiser Hadrian und der letzte große Historiker von Rom. 1905. VII u. 136 S. gr. 8°. M. 4.20.

Kukula, C. R., Alkmans Partheneion. Ein Beitrag zum Lakonischen Artemiskulte (Sonderdruck aus „Philologus"). 80 Pf.

Lehmann-Haupt, C. F., Babyloniens Kulturmission einst und jetzt. Ein Wort der Ablenkung und Aufklärung zum Babel-Bibel-Streit. 2. Aufl. 1905. III u. 88 S. 8° m. Abb. M. 1.20.

Manilii, M., astronomica. Ed. Theodorus Breiter I. Carmina. 1907. XI u. 149 S. gr. 8°. M. 3.80. Teil II: Kommentar. Mit 2 Tafeln Zeichnungen. XVII u. 196 S. m. 1 Tab. 1908. M. 4.20. (Vollständig in 1 Bd. M. 8.— geb. M. 9.—).

Marquart, J., Osteuropäische und Ostasiatische Streifzüge. Ethnologische und historisch-topographische Studien zur Geschichte des 9. und 10. Jahrhunderts. 1903. L u. 557 S. gr. 8°. M. 30.—, geb. M. 32.50.

— „ —, Untersuchungen zur Geschichte von Eran. 2 Hefte. 1896 u. 1905. 88 u. 266 S. gr. 8°. M. 12.—.

— „ —, Die Chronologie der alttürkischen Inschriften. 1898. VII u. 112 S. gr. 8°. M. 4.—.

Marquart, J., Fundamente israelitischer und jüdischer Geschichte. 1896. 88 S. gr. 8°. M. 3.—.

Merguet, H., Handlexikon zu Cicero. 1905. 816 S. Lex. 8°. M. 24.—, geb. 26.—.

Ovidii Nasonis, P., de arte amatoria libri tres. Erklärt von P. Brandt. 1905 XXIII u. 255 S. gr. 8°. M. 8.—, geb. M. 10.—.

— „ —, Fasti, Tristia, Epistulae ex Ponto. Für den Schulgebrauch ausgewählt und mit knappen Erläuterungen versehen von Paul Brandt 1908. VIII u. 148 S. 8°. Geb. M. 1.80.

Praechter, K., Hierokles der Stoiker. 1902. VIII u. 159 S. gr. 8°. M. 5.—, geb. 6.25.

Rolandslied, das altfranzösische. Kritische Ausgabe besorgt von E. Stengel. Band I: Text, Variantenapparat und vollständiges Namenverzeichnis. 1900. X u. 404 S. gr. 8°. M. 12.—, geb. M. 14.—.

Schmid, W., Über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang und die Bedeutung der griechischen Renaissance in der Römerzeit. 1898. 48 S. gr. 8°. M. 1.20.

Schulten, A., das römische Afrika. 1899. VI u. 116 S. gr. 8° mit 2 Tafeln. M. 2.—.

Schwally, F., Semitische Kriegsaltertümer. Heft 1. Der Heilige Krieg im alten Israel. 1900. VIII u. 111 S. gr. 8°. M. 3.—.

Schwarz, H., der moderne Materialismus als Weltanschauung und Geschichtsprinzip. 1904. IV u. 128 S. gr. 8°. M. 2.—. geb. M. 2.60.

Soltau, Wilhelm, Livius Geschichtswerk, seine Komposition und seine Quellen. Ein Hilfsbuch für Geschichtsforscher und Liviusleser. 1897. VIII u. 224 S. gr. 8°. M. 6.—.

Tolkiehn, J., Homer und die römische Poesie. 1900. IV u. 219 S. gr. 8°. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Waltharii, Poesis. Das Waltharilied Ekkehards I. von St. Gallen, nach den Geraldushandschriften herausgegeben und erläutert von Hermann Althof.
Teil I: 1899 VIII u. 184 S. gr. 8°. M. 4.80.
„ II: Kommentar 1905. XXIV u. 416 S. gr. 8°. M. 13.—.

Weber, Hugo, Aristophanische Studien. (Aus dem Nachlasse.) 1908. VI u. 180 S. gr. 8°. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Wiclif's Joh., de veritate sacrae scripturae. Aus den Handschriften zum erstenmal herausgegeben, kritisch bearbeitet und sachlich erläutert von D. Dr. Rud. Buddensieg. 3 Bde. 1904. (CXII. 408. 271 u. 377 S.) gr. 8°. M. 36.—.

Wunderer, Carl, Polybius-Forschungen. Beiträge zur Sprach- und Kulturgeschichte.
Teil I: Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. 1898. 124 S. gr. 8°. M. 2.80.
„ II: Citate und geflügelte Worte bei Polybios. 1901. V u. 100 S. gr. 8°. M. 2.40.

Zielinski, Th., Das Clauselgesetz in Ciceros Reden. Grundzüge einer oratorischen Rhythmik. 1904. VIII u. 254 S. 8°. M. 8.40.

— „ —, Ausleben des Clauselgesetzes in der römischen Kunstprosa. M. 1.20.

— „ —, Die Behandlung gleichzeitiger Ereignisse im antiken Epos. I. Mit 12 Abbildungen und 3 Tafeln. 45 S. gr. 8°. M. 1.50.

93-B4924

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00634 1917